



# MAGISTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Magisterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Die Österreichische Presse der Jahrhundertwende  
(19./20. Jahrhundert) - Journalismus als Brennpunkt:  
Kritik und Vermögen“

verfasst von / submitted by

Franziska Treml, Bakk. phil. BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2019 / Vienna 2019

Studienkennzahl lt. Studienblatt /  
degree programme code as it appears on  
the student record sheet:

UA 066 841

Studienrichtung lt. Studienblatt /  
degree programme as it appears on  
the student record sheet:

Magisterstudium Publizistik- und Kommunikationswissen-  
schaft

Betreut von / Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Dr. Friedrich Hausjell



## Eidesstaatliche Erklärung

Ich erkläre hiermit an Eides Staat, dass ich die vorliegende Arbeit eigenständig unter Einhaltung der Kriterien des wissenschaftlichen Arbeitens verfasst habe. Alle von mir benutzten Hilfsmittel und Quellen, die im Wortlaut oder im wesentlichen inhaltlich übernommen wurde, sind als solche gemäß der Richtlinien der Zitation mit Quellenangabe gekennzeichnet.

Die Arbeit wurde keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt oder veröffentlicht.

Wien, September 2019

Anmerkung: Aus Gründen der einfacheren Lesbarkeit wird in dieser Arbeit im Allgemeinen die Sprachform des generischen Maskulinums verwendet. Die Formulierungen beziehen sich auf männliche und weibliche Personen gleichermaßen.



Für Omi.



*„Keinen Gedanken haben und ihn ausdrücken können -  
das macht den Journalisten.“*  
– Karl Kraus



# Inhaltsverzeichnis

1. Thema.....	10
Einleitung.....	10
2. Problemaufriss.....	12
Problemdefinition.....	12
Zielsetzung.....	12
Legitimation.....	13
3. Fachbezug.....	14
Bezüge zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft.....	14
Themeneingrenzung.....	14
4. Theoretischer Rahmen.....	15
Thematisch relevante Literatur und Theorien.....	15
Die Selbstbeobachtungsfalle, 2005.....	15
Journalismusjournalismus, 2004.....	18
Medien beobachten Medien - beobachtet in historischer Perspektive, 2000.....	18
Zur Kritik der Medienkritik, 2005.....	20
5. Ansätze und Ergebnisse bisheriger Forschung.....	22
Journalismusjournalismus, 2004.....	22
Medienjournalismus, 1998.....	22
Problematik einer Medienkritik.....	23
Zusammenfassung und Überblick: Theorie- und Forschungsstand.....	24
6. Konkretisierung des Forschungsvorhabens.....	25
Übergeordnete Forschungsfrage.....	25
Untergeordnete Forschungsfragen.....	25
Erkenntnisinteresse.....	25
Nutzen & Relevanz.....	25
7. Methode.....	26
Die Kritische Diskursanalyse.....	26
Begründung der Methodenwahl.....	27
Repräsentativität und Reliabilität.....	28
8. Untersuchungszeitraum und Analysematerial.....	29
9. Kontexterläuterungen und Grundlagen.....	30
9.1. Politische und wirtschaftliche Lage in Österreich.....	30
9.2. Kulturelles und soziales Umfeld.....	32
9.3. Pressepolitik und Vorgeschichte: Erkämpfung der Pressefreiheit.....	35
9.4. Zeitungslandschaft und Pressewesen.....	37
9.5. Gesellschaftlicher und Medialer Wandel und Etablierung einer modernen Massenpresse.....	42
9.6. Professionalisierung des Journalismus: Redaktion, Berufsbild und Rolle.....	44
9.7. Ursprünge: Kritik am Journalismus.....	45
9.8. Typologie: Zeitungstypen und Darstellungsformen.....	45
Zeitungstypen.....	45
Qualitäts- und Meinungspreise.....	46
Geschäftspresse.....	46
Parteizeitungen.....	46
Journalistische Darstellungsformen.....	46
Kommentar.....	47
Leitartikel.....	47

Glosse.....	47
Kritik.....	48
Essay.....	48
Reportage.....	48
Feuilleton.....	48
9.9. Zwischen Literatur und Journalismus.....	51
9.10. Journalismuswissenschaft und Forschung.....	52
10. Analyseteil.....	53
Emil Löbl: <i>Kultur und Presse</i> , 1903.....	53
Person und Hintergrund.....	54
Löbls Kritik in <i>Kultur und Presse</i> .....	55
Analytische Zusammenfassung und Tendenz.....	64
Karl Kraus: <i>Die Journaille</i> , 1902.....	66
Person und Hintergrund.....	67
Kraus' Kritik in <i>Die Journaille</i> .....	69
Analytische Zusammenfassung und Tendenz.....	71
Hermann Bahr: <i>Studien zur Kritik der Moderne</i> , 1894.....	73
Person und Hintergrund.....	73
Bahrs Kritik in <i>Studien zur Kritik der Moderne</i> .....	76
Analytische Zusammenfassung und Tendenz.....	78
11. Ergebnisinterpretation.....	80
Beantwortung der Forschungsfragen: Pressekritik bei Löbl, Kraus und Bahr.....	80
Aussagekraft.....	82
Vorläufer der Publizistikwissenschaft?.....	83
Journalismus im Wandel.....	83
Forschungsausblick.....	84
Quellenverzeichnis.....	85
Abstract / Deutsch.....	90
Abstract / English.....	92

# 1. Thema

Die Österreichische Presse der Jahrhundertwende (19./20. Jahrhundert) - Journalismus als Brennpunkt: Kritik und Vermögen

## Einleitung

Die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert war eine bedeutende und umbruchsvolle Zeit in der Geschichte Europas, insbesondere für Österreich. Nach den großen Revolutionen und vor Ausbruch des ersten Weltkriegs herrschte eine Stimmung der Unruhe in der österreich-ungarischen Doppelmonarchie. Dieses Klima breitete sich bis in alle Bereiche des alltäglichen Lebens aus. Kunst, Kultur, Politik, Soziales, Gesellschaft - auf allen Ebenen waren große Umwälzungen spürbar. Der Kunst- und Kulturbetrieb florierte in jener ‚Epoche‘, beflügelt von der intellektuellen Motivation, Kritik am System zu üben. Die Hauptvertreter jener Sparten bildeten prominente Avantgardisten, die sich in teilweise organisierten Kreisen gruppieren und mit ihren Arbeiten ihrer Meinung zu den bestehenden Verhältnissen der Zeit Ausdruck verliehen. Im Wiener Künstler- und Literatenwesen etablierten sich bedeutsame Gruppen, die Missstände in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft ausfindig machten, diskutierten und in den Fokus ihres Schaffens rückten.

Professionelle Sparten werden nicht mehr voneinander getrennt, sondern fließen ineinander über, womit die philosophischen und geisteswissenschaftlichen Ergüsse jener Formationen aus unterschiedlichsten Quellen geschöpft werden. Architekten, Ärzte, Psychologen, Journalisten und Juristen tun sich mit Bildhauern, Malern oder Schriftstellern zusammen, wobei Vereinigungen wie die Wiener Secession, der Kreis der Kaffeehausliteraten oder etwa das satirische Periodikum *Die Fackel* entstehen.

Das Pressewesen nimmt in jener Phase eine ganz zentrale Rolle ein. Die Zeitung ist zugleich Objekt und Subjekt der Kritik. Als Spiegel und Aufklärer der Bevölkerung hat sie eine besondere Aufgabe. Investigative Journalisten wie etwa Victor Adler oder Max Winter bringen mit ihren Reportagen das soziale Elend Wiens auf die politische Agenda, während andererseits jedoch behördliche Einschränkungen und Parteipresse die Medienlandschaft dominieren. Repressive Pressepolitik und Zensur bedingen eine starke politische Ausrichtung, die mit einer oft vorgeworfenen ‚Un-sachlichkeit‘ einhergeht.

Aus diesen, sowie zahlreichen weiterführenden Gründen wird die Presse gerade in Gelehrtenkreisen oft scharf kritisiert. Umso interessanter gestaltet sich daher die Frage nach dem Vermögen des Journalismus und dessen Grenzen - in jener Zeit, in der sich weltgeschichtlich hochbedeutsame Ereignisse zugetragen haben. Konnte die Presse ihren Anforderungen gerecht werden? Vor allem: mit unserem gegenwärtigen

tigen Verständnis und unserer Vorstellung von Journalismus - welche Rolle hat die Zeitung damals eingenommen?

Bis heute gibt es keinen direkten Vergleich der Kritikpunkte, die damals geübt wurden, in einer distanzierten Reflexion zu den heutigen Anforderungen. Welches Vermögen war dem Journalismus überhaupt gegeben?

## 2. Problemaufriss

### Problemdefinition

Probleme können bei diesem Thema an unterschiedlichen Stellen verortet werden. Zum Einen handelte es sich bei den Kritikern zu einem großen Teil um selbsternannte Experten, dessen Sachlichkeit in Frage gestellt werden darf. Zum Anderen geschieht Kritik oft unreflektiert, ja gar parteiisch. Das tatsächliche (beschränkte) Leistungsspektrum einer damaligen Presse wurde dabei oft außer Acht gelassen.

Prinzipiell gab es in der Zeit um die Jahrhundertwende bis vor dem Ausbruch des ersten Weltkriegs sehr viele kritische Stimmen zur österreichischen Presse - einerseits zu den Inhalten der Berichterstattung, der Struktur des Zeitungswesens (zum Beispiel im Hinblick auf die immer prominenter werdende Judenfrage oder Frauen im Journalismus), Richtung und Einschlag der Journalisten (Parteilichkeit, Intransparenz, Willkürliche Berichterstattung,...), Methoden, und vieles mehr.

Aber welche Funktionen hatte Journalismus damals eigentlich und hätte er seinen Anforderungen überhaupt jemals gerecht werden können?

Heute wird den Medien die Rolle als vierte Gewalt im Staat zugeschrieben - damit tragen sie eine große Verantwortung und nehmen eine Schlüsselrolle für politische, gesellschaftliche und soziale Ereignisse und Veränderungen ein. In jener Zeit, in der es gerade sehr viele jener innerhalb kurzer Abstände gab, in unstabilen Zeiten (vor allem politisch gesehen), sowie in Revolutions- und Umbruchsphasen sind die Aufgaben des Journalismus daher umso wesentlicher.

Es existieren in der wissenschaftlichen Fachliteratur einige Beiträge zur Medien(selbst-)kritik, jedoch hauptsächlich für den Zeitraum der letzten 20 Jahre, beziehungsweise insbesondere seit dem Aufkommen neuer Medien unter Berücksichtigung eines zunehmend unterhaltenden Charakters und nicht im Hinblick auf deren journalistische Funktionen.

Das eigentliche Problem besteht nun zusammenfassend darin, dass die Presse bzw. der Journalismus jener Zeit oft falsch, bzw. unzureichend ‚beurteilt‘ und damit womöglich auch verurteilt wird. In der wissenschaftlichen Literatur fehlt es noch an einer diesbezüglichen Analyse.

### Zielsetzung

Im Zuge dieser Analyse soll verdeutlicht werden, wie sich Pressekritik um die Jahrhundertwende in Österreich gestaltet hat, welcher Stellenwert dem Journalismus im gesellschaftlichen Diskurs zugeschrieben wurde und inwiefern all jene Ergebnisse aus heutiger Sichtweise zu bewerten sind.

## **Legitimation**

Die historische Forschung kann jene Fragen bei Weitem nicht zureichend beantworten - weil Journalismus für die Menschheitsgeschichte allerdings von hoher Relevanz ist und sie mitunter beeinflusst, gilt es, auch jene Forschungslücke zu schließen.

Heutzutage gibt es Medienjournalisten, Wissenschaftler und Fachleute, die sich mit der Beobachtung der Medien verschrieben haben. Zur Jahrhundertwende, als die Zeitungswissenschaft erst im Begriff einer Professionalisierung war, mangelte es noch deutlich an einer reflexiven oder analytischen Auseinandersetzung mit Medieninhalten.

### 3. Fachbezug

#### **Bezüge zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft**

In dem die forschungsleitenden Fragestellungen umgebenden Themengebiet überschneiden sich gleich mehrere Teildisziplinen der Medien- und Kommunikationswissenschaft: Einerseits im weitesten Sinne die Medienwirkungsforschung - wie sie sich in diesem Fall in Form von Medienkritik zeigt. Andererseits auch Medieninhaltsforschung (Objekte der Kritik), Mediengeschichte (weil ein historischer Zeitraum untersucht wird), sowie Medienstrukturforschung (weil neben Inhalten und Sprache auch die Struktur und Organisation von Medien Kritikpunkt war). Die Texte, die analysiert werden, sind teilweise selbst journalistischen Ursprungs, behandeln aber allenfalls solche. Damit lässt sich diese Arbeit sogar in zweierlei Hinsicht der Journalismusforschung zuschreiben.

#### **Themeneingrenzung**

Eine allumfassende Bestandsaufnahme des Pressekritik jener Zeit kann leider nicht gewährleistet werden. Der Tenor jener Zeit, der vorherrschende gesellschaftliche Diskurs um die Presse, deren Stellenwert für die österreichische Bevölkerung bzw. deren Meinungsvorbildern sollte allerdings vermittelt werden. Das herangezogene Untersuchungsmaterial soll in reflexiver Weise analysiert und bewertet werden. Dafür wird qualitativ eine Auswahl an kritischen Texten getroffen, die untersucht und in Relation gebracht werden. Durch die Beschränkung auf eine überschaubare Anzahl an zu untersuchenden Schriften soll die Qualität und Nachvollziehbarkeit der Forschung sichergestellt werden.

## 4. Theoretischer Rahmen

### Thematisch relevante Literatur und Theorien

Eine beachtlich hohe Anzahl an theoretischen Auseinandersetzungen existieren um die Thematik des Medienjournalismus, also journalistische Selbst- bzw. Fremdbeobachtung. Vor allem für die spätere Interpretation der Ergebnisse sind jene Theorien relevant. Einige dieser Ansätze sollen daher im Folgenden als Theoriegrundlage vorgestellt werden:

- **Die Selbstbeobachtungsfalle**, 2005 (hrsgg. v. Michael Beuthner/Stephan Alexander Weichert)

In einem Vorwort zeichnet Dieter Roß eine kurze Geschichte der Medienkritik. Dabei bemerkt er, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, bedingt durch die Zensur einerseits, aber auch durch die Fortschritte in Vertrieb und Technik andererseits, zu einem neuen Typus der Presse geführt haben: die ‚Unterhaltungspresse‘. „Sie verzichtet auf politische und gesellschaftliche Ambitionen, um sich nicht staatlichen Eingriffen auszusetzen, aber auch, um mit politischer Enthaltsamkeit ein Massenpublikum zu erreichen.“ (Roß, 2005: S. 10) Damit standen sich fortan zwei Arten von Zeitungen gegenüber. Eine eher unpolitische und neutrale, weil zensurbedingt stark eingeschränkte Presse und eine unterhaltende, triviale Massen(-taugliche)presse.

Erste Anfänge eines Medienjournalismus sieht Roß in der folglich von den Qualitätszeitungen geübten Kritik am Unterhaltungsangebot der neuen Boulevardpresse. Bildungsschädigender Einfluss und eine politische Entmündigung des Publikums wird jener vorgeworfen. Die Hintergründe dieser Unterstellungen dürften jedoch neben einer ‚echten Sorge‘ um die Leserschaft auch der hohe Konkurrenzdruck gewesen sein, dem sich die ‚alte‘ Presse plötzlich ausgesetzt sah. Allerdings wird Medienskepsis auch in weiteren Kreisen breit: Auf philosophischer Ebene sind Arthur Schopenhauer und Friedrich Nietzsche zu nennen, hinzu kommt Ferdinand von Lassalle, der die wachsende Ökonomisierung des Journalismus verurteilt, der „nur noch als ein ‚Geschäft‘ betrieben [werde], bei dem es einzig um die Rendite und nicht mehr um den gesellschaftlichen Fortschritt gehe.“ (vgl. ebd.)

In dieser Einleitung werden bereits einige strittige Punkte verdeutlicht: Erstens, das Problem des journalistischen Zwiespalts durch das große technische Potential der Presse und dem gegenüber deren starke inhaltliche Einschränkung durch die politische Zensur. Die Masse kann zwar erreicht, die gewollten Botschaften aber nicht vermittelt werden. Daraus entsteht schließlich die apolitische Massenpresse. Zweitens, leitet die Kritik Lassalles von der Wechselwirkung und dem Einfluss der Öko-

nomie auf den Journalismus eine Debatte ein, die bis heute von höchster Aktualität ist.

Während Roß den geschichtlichen Aspekt (und die Entwicklung) der Medienkritik beleuchtet, befassen sich Michael Beuthner und Stephan Alexander Weichert in ihrer Einführung zu eben demselben Band mit den Problematiken, die mit medialeler/journalistischer Selbstbeobachtung einher gehen.

Den Medien, insbesondere dem Journalismus wird in demokratischen Gesellschaften die Rolle als „Vierte Staatsgewalt“ zugeschrieben. Unter diesem Betrachtungspunkt scheint es umso wichtiger, auch jene Kontrollorgane zu beobachten und kritisieren. Es existiert allerdings ein „Blinder Fleck“ der Journalismusbeobachtung wenn diese von Medien selbst vorgenommen wird, nämlich, wobei sich die Autoren auf Niklas Luhmann beziehen, in der Operation des Beobachtens selbst. Er selbst (Luhmann) muss sich als Soziologe in die Position des übergeordneten Beobachtungs-Beobachters begeben und sich mit den Fragen auseinandersetzen, wie man dies am besten bewerkstelligt, wobei weitere blinde Flecken entstehen könnten und wo die Grenze zwischen Selbstbeobachtung und Selbstreferenz verläuft.

Die Funktionen und Leistungen von Medienjournalismus sind jedoch nicht unterzubewerten zumal sich diese gleich auf mehreren Gegenstandsebenen verordnen lassen. In Anlehnung an das Weischenberg'sche Zwiebelmodell definieren die beiden Autoren folgendes Leistungsspektrum des Medienjournalismus (vgl. Beuthner/Weichert, 2005: S. 19):

- Orientierung durch inhaltliche Produktkritik und Service
- Qualitätssicherung im Journalismus
- Transparenz in mögliche medienökonomische und -politische Verflechtungen bringen
- Vermittlung von Medienkompetenz und damit auch einen
- Beitrag zur gesellschaftlich relevanten Aufklärung

Die Ebenen, auf denen diese Funktionen wirksam sind, reichen von jener der Medienprodukte über Akteure, Medienpolitik und -ökonomie, dem Publikum und schließlich zur gesamten Ebene der Mediengesellschaft. Trotz theoretischer Definition mangelt es häufig an der produktiven Umsetzung.

Die Selbstbeobachtungsfälle, verstanden als jene Probleme, „die einer möglichst fairen, ausgewogenen, unabhängigen, zuverlässigen und glaubwürdigen Beobachtung entgegen stehen“ (ebd. S. 17), sind demnach (vgl. ebd. S. 20ff.):

- Definitionsfalle: Die Profilierung des Untersuchungsgegenstandes von Medienjournalismus ist mangelhaft. Es herrscht eine starke Inkohärenz in der Selbstthematizierung, so werden formale und inhaltliche Aspekte voneinander getrennt und Thematiken, die medienpolitische und -wirtschaftliche Fragen

miteinschließen in jene Ressorts ausgelagert. Eine zu breite Definition des Gegenstandes läuft allerdings Gefahr, beliebig zu werden.

- Rollenkontextfalle: Die Neutralität von Medienjournalisten ist insofern in Frage zu stellen, als dass sich diese in ständiger Konkurrenz mit ihren Kollegen und dadurch in einem Rollenkonflikt befinden. Lob oder Kritik werden als „Lobhudelei“ oder „Nestbeschmutzung“ abgetan, zwischenmenschliche Beziehungen beeinflussen zudem die Ausrichtung an den Kollegen.

- Unabhängigkeitsfalle: Die Abhängigkeit und Gebundenheit an das eigene Unternehmen erschwert die Arbeit im Journalismus in zweierlei Hinsicht: Zum Einen, da das eigene Unternehmen sowie solche, die in direkter ökonomischer Verbindung zu jenem stehen nur schwer getadelt werden kann. Zum Anderen, da es folglich unökonomisch wäre, Medienprodukte der Konkurrenz zu loben bzw. dies vermutlich nicht im Sinne des Dienstgebers ist. Beziehungs- und Konkurrenzverhältnisse in der Medienbranche gehören zu den schwersten (äußerlichen) Einflussfaktoren auf die Berichterstattung.

- Vermittlungsfalle: Der Interessensmangel des breiten Publikums an Medienthemen ist Medienbetreibern selbst geschuldet, da die Bereitschaft einer umfassenden Aufbereitung (aus finanziellen Gründen und aus Eigeninteresse?) fehlt. Medienkompetenz und Sensibilisierung für die Relevanz des Mediensystems beim Publikum leiden darunter.

- Selbstverständnisfalle: „Viele Medienjournalisten betrachten sich weniger als investigative Medienwächter, sondern in erster Linie als neutrale Berichterstat-ter.“ (ebd. S. 23) Tatsächlich relevante Kritik erfolgt oft nur, wenn es sich um besonders brisante Fälle handelt. Berichtenswerte Ereignisse werden aufgrund von „Betriebsblindheit“ oft nicht erkannt, womit Befunde nicht selten die Ergebnisse von Presse- oder PR-Arbeit bleiben.

Beuthner und Weichert fassen hier die wohl wichtigsten Leistungen, sowie Problematiken von Medienjournalismus zusammen. Sie rücken dabei die Qualität und Parteilichkeit jener Kritiker in den Fokus und stellen wiederum Ansatzpunkte für eine reflektierte Auseinandersetzung mit diesen bzw. eine Untersuchung zur Verfügung. Deutlich tritt die Forderung einer Generalsanierung des Medienjournalismus zur Verbesserung auf qualitativer und quantitativer Ebene für eine breitenwirksame, qualitative und unabhängige Vermittlung von Medienthemen als kritische Beobachtung zugunsten der Aufklärung und Sensibilisierung des Publikums, hervor.

Es wird von einer aktuellen Krise im Sinne eines Legitimations- und Imageproblems gesprochen, das nicht vorrangig ökonomisch bedingt, sondern hauptsächlich selbstverschuldet ist.

- **Journalismusjournalismus**, 2004 (Maja Malik)

Mit den Funktionen, Strukturen und Möglichkeiten journalistischer Selbstaufklärung befasst sich auch Maja Malik in ihrer 2004 erschienen Dissertation mit dem Titel „Journalismusjournalismus“. Auf die theoretische Auseinandersetzung folgt eine empirische Studie, im Rahmen welcher nach einer Journalistenbefragung verschiedene Typen von Selbstthematisierung differenziert werden konnten und somit die Potentiale, Hürden und Grenzen dieses Feldes aufgezeigt wurden.

Neben den Unterscheidungen von Fremd- und Selbstbeobachtung, Medien- und Journalismusjournalismus und der Betonung der Notwendigkeit von Journalismus als Teilsystem der Gesellschaft und somit auch den Bedarf von Journalismusjournalismus als kritisch-beobachtendes System dessen; definiert Malik auch die Kernbereiche jenes Feldes. Zur Identifikation von Journalismusjournalismus sei zu sagen, dass es sich bei diesem erstens, selbst um ein journalistisches Angebot laut Definition handeln muss und zweitens, solche thematisiert werden, also mindestens eines der folgenden Themen zum Inhalt hat (Malik, 2004: S. 134f.):

- „die Funktion des Journalismus in der und für die Gesellschaft,
- die Subsysteme des Journalismus und ihre Operationen,
- Organisationssysteme des Journalismus als Medienbereiche, Medienorganisationen, Redaktionen oder Ressorts, in denen aktuelle Thematisierungen produziert werden,
- Medienangebote, die durch Aktualität in ihren drei Dimensionen gekennzeichnet sind,
- Programme der Selektion, Informationssammlung, Darstellung, und Koordination zur Herstellung journalistischer Kommunikationsangebote,
- Akteure, die hauptberuflich und überwiegend den journalistischen Kerntätigkeiten Recherchieren, Selektieren, Redigieren und Schreiben nachgehen,
- die Beziehung des Journalismus zu seiner Umwelt, also seine Einflüsse auf und Leistungen für andere Systeme bzw. die Beschränkungen des Journalismus durch Umweltbedingungen.“

Auch die bereits bekannten Problematiken wie Beschränkungen durch die Selbstthematisierung, wirtschaftliche Verflechtungen, Glaubwürdigkeitskrisen und PR-Einflüsse (um nur einige zu nennen) macht Malik nicht nur aufmerksam, sie sieht jene auch teilweise im Ergebnis ihrer empirischen Untersuchung bestätigt.

- **Medien beobachten Medien - beobachtet in historischer Perspektive**, 2000 (Erhard Schütz, hrsgg. v. Stephan Ruß-Mohl/Susanne Fengler)

Erhard Schütz befasst sich intensiv mit der Entwicklung des Printjournalismus mit besonderem Augenmerk auf das Ressort des Feuilletons als Vorläufer dessen, was

heute als Infotainment und Boulevardisierung verstanden wird, und dessen Kritik, in welcher er drei zentrale Vorwürfe sieht: „Beschränkung durch Parteilichkeit, Barbarisierung durch Bildungsverlust und Sprachzerstörung und Betäubung durch Unterhaltung.“ (Schütz, 2000: S. 42) Das Problem der Parteilichkeit der Presse in Deutschland sieht Schütz in der fehlenden Tradition einer objektiven Presse begründet, wie sie etwa in anderen Ländern wie Großbritannien oder den USA existiert. In Deutschland jedoch, war die Presse „seit unvordenklichen Zeiten eine zuerst politisierende, parteiliche, dann parteigebundene Presse, bis sie schließlich in die Einparteienpresse mündete, die sich im Osten fortsetzte, während es die Alliierten im Westen endlich schafften, eine unparteiische, pluralistische Presse zu installieren, die nun aber von den Interessensentwicklungen der internationalisierten Multimediakonzerne wieder bedroht zu sein scheint.“ (ebd. S. 43) Aufgrund seiner unterhaltenden und somit verkaufsfördernden Wirkung, die sich im ausgehenden 19. Jahrhundert etablierte, wurde das Feuilleton zum ökonomischen Kapital der Zeitung. Aufgrund dieses wirtschaftlichen Aspekts waren dessen Schreiber zu Unparteilichkeit angehalten, was eine Einbeziehung des Literarischen, höherer Rhetorik, Uneigentlichkeit und Anspielungen in politisch intendierten Texte zu Folge hatte. Journalistische Sprache wurde raffiniert. Inhaltlich wendet sich das Feuilleton hin zu alltäglichen Phänomenen, „in denen Politik, Wirtschaft und Ästhetik sich trafen.“ (ebd. S. 47) Diese komplexe Stellung und Leistung des Ressorts bedingt eine Vermischung von Journalismus und Literatur und auch andere Zeitungsressorts übernehmen dessen Sprache, Stil und Verfahren. Damit wurde es zur Zielscheibe für journalistische Kritik. Diese geschah jedoch vermehrt nicht in der Presse, sondern in Büchern, den prestigeträchtigeren (und somit glaubwürdigeren?) Druckwerken. Die Autoren waren zumeist Journalisten. Auffällig ist, dass diese strengere Kritik übten als jene, die vorrangig als literarische Schriftsteller und nicht als Journalisten arbeiteten (z.B. Wilhelm Raabe). In den sogenannten ‚Presseromanen‘ wird der Journalist als machtgerig, kalkulierend, listig, eitel und verschlagen dargestellt.

Unter den Beispielen von aggressiven, negativen Beurteilung erwähnt Schütz neben Nietzsche und Georg Lukács auch Karl Kraus, allen voran in Bezug auf seine Sprachkritik. Mit der Zeitschrift *Die Fackel* schuf er eine Institution die bis heute einen prägenden Charakter für die Geschichte der Pressekritik bildet. Die zweite, laut Schütz, nennenswerte Autorität in diesem Zusammenhang, stellt die Zeitungswissenschaft dar, wobei die Meinungen innerhalb jener weit gefächert sind, was nicht zuletzt darauf zurückzuführen ist, dass es sich hierbei noch um eine sehr junge und ungereifte Wissenschaft handelt.

Die Geschichte der Medienkritik ist von Skepsis geprägt, unter dem Vorwand der Qualitätskontrolle und -Sicherung ist Medienbeobachtung immer auch eine Frage von Konkurrenz(-verhältnissen) gewesen.

In diesem Kapitel wird sehr deutlich, welche Sonderrolle das Ressort des Feuilletons im Zusammenhang mit Pressekritik um die Jahrhundertwende einnimmt. Sowohl als Subjekt, als auch als Objekt jener gerät es in den medialen bzw. gesellschaftlichen Blickpunkt jener Zeit.

– **Zur Kritik der Medienkritik**, 2005 (hrsgg. v. Ralph Weiß)

In seiner Einleitung zu einer Studie über Fernsehkritik in den Printmedien nennt Ralph Weiß verschiedene Ebenen, auf denen Medienkritik im Optimalfall wirksam wird, und legitimiert damit deren Existenz: Nutzer profitieren aufgrund eines Souveränitäts- und Orientierungsgewinnes, ihre Medienkompetenz wird geschult. Produzenten selbst können in Hinblick auf mögliche spätere ‚Urteile‘ über ihre Produkte diese bereits bei der Entwicklung berücksichtigen. Die mediale Resonanz gibt ihnen Aufschluss darüber, wie ihre Inhalte öffentlich aufgefasst werden. Auch Akteure der Gesellschafts- und Medienkritik finden mediale Antworten und Reaktionen auf ihre Leistungen. (Umgekehrt werden auch Probleme und Forderungen dargestellt, welcher sich jene Akteure annehmen sollen.) Medienkritik kommt schließlich auch den eigenen Medien und Redaktion zugute, indem sie als attraktives mediales Angebot zum Bestandteil der eigenen Arbeit wird, das eigene Spektrum damit erweitert und die öffentliche Aufmerksamkeit auf das eigene Produkt erhöht.

„Öffentliche Medienkritik ist als ein *Medium der Selbstverständigung* in einer von Medien geprägten Gesellschaft notwendig.“ (Weiß, 2005: S. 19)

Wenn sich die Beobachtung und Beurteilung medialer Kommunikation als eine Wichtigkeit derartigen Ausmaßes erweisen, so stellt sich automatisch die Forderung nach einer kritischen Auseinandersetzung mit wiederum jener. In seiner Studie geht Weiß den Fragen nach, wie und in welchem Ausmaß die öffentliche Thematisierung von Medien in den Medien stattfindet, was sie für die Selbstverständigung leistet, ob sie ihrer Notwendigkeit in hinreichendem Maß nachkommt und ob innerhalb des Mediensystems hinreichende Grundlage dafür existiert, der kritischen Beobachtung der Medien dauerhaft öffentlichen Raum zu verschaffen. Den Antworten auf diese Fragen wird sich auf zwei Ebenen angenähert: Zum einen durch eine Untersuchung publizistischen Inhalte, „welche ‚Redegewissheiten‘ dabei in Umlauf gesetzt werden und auf welche Funktionen hin die öffentliche Rede über Medien angelegt ist.“ (ebd. S. 20) Zum anderen durch eine Analyse der professionellen und institutionellen Strukturen, Akteursbeziehungen und Netzwerken, aus welchen die Reflexionen hervorgehen und sie maßgeblich mitprägen.

Obwohl sich Weiß in seinem Projekt mit ‚aktueller‘ (2002/2003) Kritik des Fernsehens durch die Printmedien auseinandersetzt, kann sein theoretisches sowie praktischen Vorgehen als Gerüst für eine Untersuchung historischer Kritiken von Zeitungsinhal-

ten dienen oder zumindest Anregungen hierfür bieten. Die Ausprägungen die er für die fernsehbezogene Publizistik nennt, und für die es jeweils eine inhaltliche und ein organisatorisch-institutionelle Dimension gibt, können für jenes Analysematerial adaptiert bzw. ergänzt werden. So definiert er die Ausprägungen aktualitätsorientierte, neutrale Berichterstattung, investigativer Journalismus, Unterhaltungsjournalismus und Rezensionen in der Tradition kultureller Kritik. (vgl. ebd. S. 21)

## 5. Ansätze und Ergebnisse bisheriger Forschung

### – Journalismusjournalismus, 2004 (Maja Malik)

In der Untersuchung aus dem Jahr 2002 wurden, von einer repräsentativen Grundgesamtheit von 147 Redaktionen in Deutschland, die über mindestens einen Redakteur verfügen, der sich der Medienberichterstattung widmet, ausgehend, 23 Journalisten mündlich befragt.

Die Studie geht der übergeordneten Fragen nach, „*wie* Journalismus kommuniziert, wenn er sich selbst als Gegenstand seiner Berichterstattung und als Thema öffentlicher Kommunikation behandelt“, um schließlich Leistungspotentiale und Grenzen der Selbstthematisierung aufzuzeigen. (Malik, 2004: S. 328)

Malik stellt fest, dass Journalismus über Journalismus (sie nennt das *Journalismusjournalismus*) der üblichen journalistischen Operationsweise folgt, also über „Neuigkeiten, Auffälligkeiten und Interessantes im eigenen System“ berichtet und dabei prinzipiell autonom vorgeht. Er folgt dabei dem Aktualitätsprinzip und den zu erwartenden Interessen des Publikums. Als Ergebnis der Befragung lassen sich hinsichtlich der Entscheidungsstrukturen und Thematisierungsstrategien von Redaktionen im Journalismusjournalismus vier Typen differenzieren die wiederum aus den unterschiedlichen Organisationsstrukturen und deren jeweiliger Programmierung von Aktualität hervorgehen.

### – Medienjournalismus, 1998 (Udo Michael Krüger/Karl H. Müller-Sachse)

Mit Medienjournalismus, der sich in Deutschland aus den strukturellen Veränderungen durch Deregulierung und Kommerzialisierung (vor allem des Fernsehsektors) ergeben hat, behandeln Krüger und Müller-Sachse in ihrer 1997 durchgeführten Studie zwar keinen mehr aktuellen Zeitraum, um ihn als historisch zu klassifizieren, scheint er allerdings wiederum noch zu jung. Dennoch sind deren zugrunde liegende Theorien, aber auch die Ergebnisse dieser Untersuchung durchaus interessant für das vorliegende Forschungsvorhaben.

Die Probleme, die gleichsam Anstoß für deren Arbeit waren, sehen die Autoren in einer zunehmend ökonomisch orientierten Medienpublizistik. Eine weitere Komplikation entsteht zudem durch die Segmentierung und Auslagerung der Massenproduktion von Medienprodukten, die eine Unüberschaubarkeit (selbst-)referenzieller Publikationen bedingt. „Ein verstärktes Out-Sourcing und der Einsatz digitaler Techniken verringern aber auch die soziale Kontrolle der Produktion und erhöhen die Möglichkeiten, die Medienrealität in bislang ungeahnter Weise zu manipulieren und zu inflationieren.“ (Krüger/Müller-Sachse, 1998: S. 12). Die Folgen sind Auswirkungen auf die Glaubwürdigkeit und die Selbstreferenz der Medien.

Das Ziel der 1997 von Müller-Sachse und Krüger durchgeführten Studie war es, die aktuelle Situation von Medienjournalismus zu erfassen. Dazu wurde eine Kombination aus vier Methoden gewählt: Zunächst wurden die strukturellen und institutionellen Rahmenbedingungen ermittelt. Eine Inhaltsanalyse sollte Aufschluss über die Themen und deren Bearbeitung von Beiträgen der aktuellen Presse geben. Dazu wurden drei aktuelle, brisante, medienrelevante, öffentliche Themen qualitativ analysiert. Eine Einschätzung der Situation durch Experten erfolgte zuletzt durch Interviews.

Die Ergebnisse haben gezeigt, dass Printmedien die wichtigste Rolle im Fachjournalismus spielen, da hier der meiste selbstreferentielle Journalismus stattfindet. Trotzdem gibt es gesamt gesehen relativ wenige Experten, die sich mit diesem Thema professionell auseinandersetzen (die Autoren nennen ihn den „inner circle“ der Medienfachpublizistik (vgl. ebd. S. 30). Die meisten dieser Journalisten sind auch noch für andere Medien tätig, wo sie nicht fachspezifischer Medienberichterstattung nachgehen. Ungefähr 80 Prozent jener findet übrigens in einem eigenen Ressort statt.

### **Die Problematik einer Medienkritik**

Das Paradox der Medienkritik liegt darin, dass sie stets über Massenmedien selbst erfolgt, sofern sie ihre Funktion erfüllen möchte. Der Medienwissenschaftler Hans-Jürgen Bucher bemerkt dazu: „Der Gegenstand der Kritik [...] ist zugleich das Mittel, mit dem Kritik ausgeübt wird.“ und „Journalistische Leistungen werden dementsprechend mit journalistischen Mitteln analysiert.“ (Bucher, S. 26). Diese Vorgehensweise ist allerdings notwendig, denn immerhin sucht Kritik bzw. die Kritiker die Möglichkeit der Teilhabe der Öffentlichkeit um wirksam zu werden und die Sensibilität des Publikums für mediale Inhalte zu schärfen und Medienkompetenz zu vermitteln. Medienkritik ist somit immer eine Form der Selbstreferentialität, da sich Akteure auf Produkte oder andere Akteure innerhalb des eigenen Systems beziehen, ungeachtet von der tatsächlichen Nähe/Distanz oder Beziehung jener zueinander. Bucher verweist an dieser Stelle auf die bestehende Gefahr der Selbstvermarktung von Medien, womit diese, anstatt Transparenz herzustellen, ihr Potential missbrauchen. Das Publikum allein vermag derartige Fälle zu enttarnen und kompetent zu rezipieren. Medienkritik als Selbststeuerung und Qualitätssicherung im Journalismus funktioniert also nur, wenn Vertrauen seitens des Publikums gegeben ist. Im Interesse jedes Mediums sollte es liegen, dieses nicht zu missbrauchen. (vgl. Bucher, S. 25f.)

## **Zusammenfassung und Überblick: Theorie- und Forschungsstand**

Nach einem kurzen Einblick in eine Auswahl bisheriger Forschungsarbeiten zu Medienkritik und -selbstbeobachtung lassen sich einige wichtige, wiederkehrende Punkte wie folgt zusammenfassen:

- Bei den in den Studien untersuchten Beiträgen handelt es sich zu einem großen Teil um solche, die Fernsehinhalte behandeln.
- Medienjournalismus wird meist als eigenständiges Ressort begriffen. Jener bildet damit eine eigene Fachrichtung, in der dafür ausgebildete Journalisten arbeiten, häufig sogar in fachspezifischen Medien.
- Als größtes Problem für eine sachgemäße Medienkritik wird die Kommerzialisierung von Journalismus im Allgemeinen, weiterführend auch des Medienjournalismus betrachtet. Ökonomische Abhängigkeit und PR-Einfluss führen zu unausgeglichener, subjektiver Berichterstattung, mindern die Glaubwürdigkeit und stellen damit die gesamte Sinnhaftigkeit des Berufes in Frage.
- Neben Inhaltsanalysen und Experteninterviews, werden stets auch die Strukturen und Rahmenbedingungen untersucht, in welchen kritische Berichterstattung produziert wird.

Was bedeuten diese Erkenntnisse nun für die vorliegende Arbeit? Zum Einen lässt sich eindeutig feststellen, dass zwar das übergeordnete Thema, die Erforschung von journalismuskritischen Inhalten, jenem dieser Arbeit entspricht; bei der Art des Untersuchungsmaterials handelt es sich allerdings um zwei ganz konträre Felder; und auch was die Ausgangspunkte angeht, werden kaum Überschneidungen sichtbar. Theorien, Hypothesen, Schlussfolgerungen und Ergebnisse sind jedoch durchaus von grundlegender Bedeutung, die auf interessante Ansatzmöglichkeiten hinweisen und hierfür dienlich sein sollen.

## 6. Konkretisierung des Forschungsvorhabens

### Übergeordnete Forschungsfrage:

Wie gestaltet sich die Kritik an der Presse der Jahrhundertwende (19./20. Jhdt.) in Österreich?

### Untergeordnete Forschungsfragen:

- Wer sind die Kritiker?
  - Gibt es womöglich Netzwerke zwischen den Akteuren - wer mit wem und wer gegen wen?
  - Oder Gruppen von Kritikern?
  
- Was sind die Themen/Inhalte der Kritik?
  - Kritik an Themen?
  - Kritik an Struktur?
  - Kritik an Organisation?
  
- Was für ein Stellenwert wird dem Journalismus zugeschrieben?
  
- Wie kann bzw. sollte diese Kritik heute beurteilt werden?

### Erkenntnisinteresse

Es soll aufgezeigt werden, wer oder welche Gruppe die Hauptvertreter der Pressekritik waren und welche Themen am häufigsten bzw. intensivsten kritisiert wurden. Im Hinblick auf die kontextuellen und strukturellen Rahmenbedingungen wird anschließend eine Einschätzung der Möglichkeiten mit Rückbezug auf diese Kritikpunkte gegeben. Zuletzt soll eine reflektierte Betrachtung aus heutiger Sicht die Anforderungen und Gestaltung der Presse jener Zeit beurteilen.

### Nutzen & Relevanz

Die Analyse historischer Diskurse, wie sie im Laufe dieser Arbeit erfolgen soll, ist insofern von Bedeutung, als dass jene die Grundlagen und Bedingungen für aktuelle Diskurse bilden. (vgl. Jäger, 2015: S. 125). Entwicklungen der (Presse-)Geschichte können damit nachvollziehbar(er) gemacht und veranschaulicht werden.

## 7. Methode

### Die Kritische Diskursanalyse

Als Methode zur Durchführung der Forschung soll die kritische Diskursanalyse zum Einsatz kommen. Am geeignetsten scheint das Modell von Siegfried Jäger zu sein, der sich bei seiner Theorie und Methode an den Konzepten Michel Foucaults und Jürgen Links orientiert.

Die kritische Diskursanalyse nach Jäger ist eine sehr offene bzw. freie Form der Analyse. Es handelt sich nicht um ein Instrumentarium mit fix festgelegter Struktur zur Vorgehensweise, vielmehr ergeben sich die weiteren Schritte aus den Vorangegangenen, wobei mehrere, in sich geschlossenen Phasen durchlaufen werden (vgl. Jäger, 2015: S. 90ff.): Konzeptionierungsphase, Erhebungsphase, Strukturanalyse, Feinanalyse und zusammenfassende Interpretation.

Bei der Konzeptionierung der Untersuchung wird in einer Einleitung der Gegenstand umrissen und ein Ziel gesetzt. Der Untersuchungsgegenstand sollte als *Brisantes Thema* begründbar sein, um dessen Legitimation und Relevanz zu gewährleisten. Die Auswahl der Materialgrundlage ist ebenfalls zu begründen, mit besonderer Berücksichtigung auf dessen qualitative Vollständigkeit. Michel Foucault verweist bereits auf die Unmöglichkeit einer quantitativen Vollständigkeit von Diskursen und stellt sich mit der Analyse des diskursiven Gewimmels vor ein Problem gestellt. Jäger relativiert diese Angst, indem er feststellt: „[Denn] Kritischer Diskursanalyse geht es nicht darum, das gesamte Weltwissen zu beschreiben und zu kritisieren, sondern - sehr viel bescheidener - um die Analyse und Kritik brisanter Themen und notwendigerweise kritisierbarer Gegenstände in bestimmten Zeiten und Räumen.“ (ebd. S. 92) Dazu ist die Reduktion der Materialmenge unbedingt notwendig. Im nächsten Schritt, der Strukturanalyse, erfolgt eine weitere Reduktion, da nach dieser ersten Einordnung des Materials jene Einheiten, die sich als irrelevant erweisen, aus der Untersuchung ausgeschlossen werden. Das Hauptaugenmerk der Strukturanalyse liegt in der tabellarischen Erfassung von Aussagen, sowie kontextueller, formaler und inhaltlicher Eigenschaften der Texte. Hierbei handelt es sich um eine quantitative Erhebung. In der Materialaufbereitung werden die Ergebnisse sortiert und analysiert. Es folgt die Feinanalyse eines oder mehrerer typischer Artikel. Die gemeinsame Betrachtung der Ergebnisse von Struktur- und Feinanalysen ermöglicht erst eine Einschätzung des Diskursstranges. Für die Feinanalyse schlägt Jäger folgende zu analysierende Textmerkmale vor: Institutioneller Kontext, Text-,Oberfläche', Sprachlich-rhetorische Mittel und inhaltlich-ideologische Aussagen. In der abschließenden Gesamtanalyse sollen alle wichtigen Fakten, Besonderheiten und aussagekräftige Merkmale des Textes zusammengefasst und in zueinander in Beziehung gesetzt werden. Das Diskursfragment, der oder die Gegen-

stände der Feinanalyse, werden möglichst neutral und objektiv dargestellt, wobei versucht werden kann, sich an Fragen nach einer möglichen Botschaft des Textes, dessen Zielgruppe, Wirkung, etc. zu orientieren. Eine zusammenfassende Interpretation bezieht noch einmal alle Ergebnisse von Struktur- und Feinanalysen ein, wobei eine kritische Auseinandersetzung mit dem Diskursstrang notwendig ist.

Das Resultat der kritischen Diskursanalyse ist die Diskursstruktur.

Die Offenheit der Methode ist bedingt durch die Komplexität und Vielschichtigkeit des Untersuchungsmaterials, angefangen bei der Unschärfe um den Terminus *Diskurs*. Jägers vorgeschlagene Vorgehensweise sei daher keinesfalls als statisch oder festgelegt zu sehen, sondern muss in jedem Fall für den Untersuchungsgegenstand adaptiert, erweitert oder gekürzt werden. Jäger stellt für die Anwendung seiner Methode eine Art „Werkzeugkiste“ zur Verfügung, aus welcher sich Forschende je nach Bedarf bedienen sollen.

### **Begründung der Methodenwahl**

Ausgehend von Jägers „Werkzeugkiste“ kommt die kritische Diskursanalyse in adaptierter Form zum Einsatz. Das Untersuchungsmaterial soll sich im Sinne einer qualitativen Herangehensweise auf wenige Beispiele beschränken um so Einzelaussagen aus mehreren Perspektiven beleuchten zu können und eine Offenheit für neue Aspekte zu gewährleisten. Die Entscheidung für die qualitative Herangehensweise liegt in der Beschaffenheit des Untersuchungsmaterials begründet: Bei den existierenden Pressekritiken der Jahrhundertwende handelt es sich um Zeitungsartikel, aber auch ganze Monographien, Aufsätze oder Beiträge in (Fach-)Zeitschriften. Mittels Schneeballverfahren wird sich die Anzahl der zu betrachtenden Texte im Laufe der Untersuchung noch weiter erhöhen. Während der Umfang einzelner Texte teilweise relativ groß ist, ist deren Anzahl jedoch zu beschränkt, um quantitativ vorzugehen. Daher, sowie aufgrund der inhaltlichen Vielfalt und Verschiedenheit erscheint eine systematische, zahlenmäßige Erfassung nicht sinnvoll.

Darüber hinaus wären aufgrund des Fehlens relevanter quantitativer Bezugsgrößen ohnehin kaum Vergleichsmöglichkeiten gegeben. Die bisherige Forschung in jenem Feld deckt sich nur bedingt mit dieser, Ansätze beziehen sich zumeist auf aktuellen Medienjournalismus oder beschränken sich auf eine (zumeist ebenfalls qualitative) Analyse Texte bestimmter einzelner Autoren oder Medien.

Der Gesamtüberblick über einen Pressekritischen Text ist bei qualitativer Analyse besser gegeben, da der Text nicht nach einzelnen Parametern untersucht wird, sondern er selbst als Ganzes in all seinen Zusammenhängen erfasst werden soll. Im Rahmen dieser Forschung spielen auch Kontexte wie Geschichte, Medium (handelt

es sich um einen Beitrag in einem Periodikum oder um einen Vortrag, eine selbständige Publikation, etc.), der Verfasser, sowie dessen ‚Aussagekraft‘, ideeller Einschlag und gesellschaftliche Stellung eine Rolle! Darum ist neben der (Inhalts-)Analyse der Texte auch deren kontextuelle Klassifizierung von fast ebenso großer Bedeutung.

Eine passende Begründung für diese Vorgehensweise bei historische Journalismusforschung stammt von Jürgen Wilke und lautet: „Wissenschaftliche Forschung verlangt methodisch gesicherte Erkenntnis. Die gegenwärtige Journalismusforschung gewinnt diese Erkenntnis überwiegend durch empirische Forschungsmethoden. Dabei steht die repräsentative Befragung nach Möglichkeit im Vordergrund. Aber auch Experimente sind denkbar sowie Inhaltsanalysen, deren Ergebnisse diagnostisch auf vorausliegende Ursachen, Motive und Intentionen interpretiert werden. Rückwärts gewandt sind solche reaktiven Methoden aber nicht mehr einsetzbar. Deshalb ist die historische Journalismusforschung auf hermeneutische Methoden und anderen Arten von (Sekundär-)Quellen angewiesen, beispielsweise biographische Zeugnisse, de so genannte „Praktiken-Literatur“, Statistiken, selbstverständlich die Medien selbst (die auch in quantitativen Inhaltsanalysen untersucht werden können), aber auch Grafiken und Fotos.“ (Wilke, 2013: S. 84)

Mit der kritischen Diskursanalyse nach Jäger lässt sich der gewählte Untersuchungsgegenstand optimal erforschen, da Kontexte und außer-textuelle ebenso berücksichtigt werden wie Inhalte, außerdem steht das Material nicht für sich, sondern wird im diskursiven Zusammenhang interpretiert und kritisch bewertet.

### **Repräsentativität und Reliabilität**

Qualitative Forschung ist immer von einer gewissen Subjektivität begleitet, was aufgrund der Interpretationsfreiheit auch hier der Fall ist. Durch eine genaue Dokumentation der Analyse und die Begründung bei der Interpretation der Ergebnisse soll eine Nachvollziehbarkeit allerdings gewährleistet werden. Reliabilität kann bei dieser qualitativer Untersuchung nur als relativer Faktor wirken, was jedoch keineswegs die wissenschaftlichen Anforderungen der Analyse in Frage stellen sollte.

## 8. Untersuchungszeitraum und Analysematerial

Wie sich nach einer ersten Sichtung des Materials gezeigt hat, erreichen Debatten um die Presse in der Presse zwischen ca. 1890 und 1905 ihren Höhepunkt, zumal dies auch der Zeit der Wiener Moderne entspricht.

Als zu analysierendes Material wurden nun folgende Beiträge gewählt:

- Emil Löbl: *Kultur und Presse*, 1903 (Monografie)
- Karl Kraus: *Die Journaille*, 1902 (Zeitungsartikel aus *Die Fackel*)
- Hermann Bahr: *Studien zur Kritik der Moderne*, 1894 (Essayband)

Alle drei Autoren waren selbst journalistisch aktiv und sind bis heute aufgrund ihres erheblichen persönlichen Einflusses auf die Prägung der Epoche der Wiener Moderne bekannt. Da sich die Auswahl des Untersuchungsmaterials an den Personen und der Prominenz der Texte orientiert hat, ergibt sich der (mehr oder weniger) willkürliche Untersuchungszeitraum von 1894 bis 1903. Der qualitative Zugang verlangt jedoch, dass auch vorangegangene und nachfolgende kontextuelle Begebenheiten bei der Interpretation der Ergebnisse herangezogen werden.

## 9. Kontexterläuterungen und Grundlagen

### 9.1. Politische und wirtschaftliche Lage in Österreich

Nach dem verlorenen Krieg gegen Preußen 1866 und dem Ausgleich mit Ungarn im darauffolgenden Jahr, vertritt Kaiser Franz Josef eine eher zurückhaltende Außenpolitik für die Österreich-Ungarische Doppelmonarchie. Das Habsburgerreich musste große Einbußen verzeichnen, die nicht nur machtpolitisch durch die Trennung von den deutschen Staaten, sondern auch ideologisch am System des nun nicht mehr ganz so großen Großreichs rüttelte und dessen Gerüst in Frage stellt. Von dieser Schwächung der Monarchie profitiert wiederum die Deutsch-Liberale Verfassungspartei, die in den folgenden Jahren nach der Dezemberverfassung, in welcher die konstitutionelle Monarchie beschlossen wurde, die Regierung stellen sollte.

Ein wirtschaftlicher Aufschwung, die Modernisierung und der hohe Bildungsstandard des Bürgertums durch das Bildungsprogramm des gründerzeitlichen Gymnasiums lassen die Großstädte der Monarchie zu wichtigen wirtschaftlichen und kulturellen Zentren werden in denen sich ein liberal orientiertes Bürgertum engagiert (vgl. Lorenz, 2007: S. 14f.). Die wirtschaftlich günstige Situation wird in jenen Städten, allen voran in Wien, nur allzu deutlich sichtbar: Immer mehr Kaufhäuser, Unternehmen und Banken entstehen und prosperieren und auch der Bau der Wiener Ringstraße und deren Prachtbauten fällt in jene Zeit. Vom Börsenkrach 1873, der zu einer wirtschaftlichen Depression führt und einige Geschäftsleute ihr Vermögen kostet, erholt sich der Markt rasch, trotzdem wird der Glaube an den wirtschaftlichen und politischen Liberalismus nachhaltig geschwächt (vgl. Maderthaler/Musner, 2000: S. 205).

Der Bevölkerungszuwachs der Österreich-Ungarischen Monarchie ist indes enorm. Von rund 700.000 Einwohnern (heutiges Stadtgebiet) im Jahr 1857 verdoppelt sich diese Zahl bis 1890. 1910 zählt Wien gar 2,1 Millionen Einwohner (APA OTS, 2001). Die Zuwanderer stammen aus allen Teilen des Habsburgerreiches, Großteils jedoch aus den östlichen Ländern Böhmen, Mähren, der Slowakei, Ungarn und Galizien. Jüdische Migranten siedeln sich in der Leopoldstadt an und auch andere Außenbezirke und Vorstädte werden ausgebaut oder entstehen rund um die Industriegebiete, wo sich Arbeiter in eigens errichteten Quartieren und Kleinwohnungen massenhaft ansiedeln (vgl. Maderthaler/Musner, 2000: S. 205f.). Der Zuzug tschechischer Reichsbürger ist ein stetiger Prozess, erreicht jedoch um 1900 einen Höhepunkt, als verstärkt qualifizierte tschechische Industriearbeiter mit „stark ausgeprägter nationaler Identität und spezifischen kulturellen Interessen“ (ebd. S. 42) einwandern und ein tschechisches Gemeinwesen mit Einrichtungen und Organisationen wie Zeitungen, Schulen und Geschäfte etablieren. Trotz des starken Nationalbewusstseins jener Zuwanderergruppen können sich diese rasch assimilieren.

Nach der Aufsplitterung der Deutschliberalen Verfassungspartei leiten die 1880er Jahre politisch eine Zeit der Parteigründungen ein. Viktor Adler eint die Sozialdemokratische Arbeiterpartei (SDAP), es bilden sich außerdem die Christlich-Soziale Partei (CSP) und die Alldeutsche Vereinigung unter Georg von Schönerer, zwei antisemitisch geprägte Parteien, wobei die Alldeutschen als radikalere zudem antiklerikal und antidemokratisch gesinnt ist und die großdeutsche Lösung anstrebt. Als Gegenstück dazu begründet Theodor Herzl die Zionistische Bewegung in Österreich, aus der die in Galizien gegründete Jüdischnationale Partei hervorgeht. 1895 wird der Christlich-Soziale Parteigründer und -obmann Karl Lueger zum Bürgermeister von Wien gewählt (vgl. Lorenz, 2007: S. 22f. und Haas, 2010: S. 237). Nach der Jahrhundertwende schließt sich zudem die Deutsche Arbeiterpartei (DAP) zusammen, die viele ihrer Grundsätze auf jene der Alldeutschen Partei aufbaut. Diese Entwicklung einer wachsenden Parteienlandschaft geht einher mit dem nun stetigen Fortschritt im Wahlrecht. Dieses besteht bereits seit 1848 und gewinnt mit der Durchsetzung des Parlamentarismus 1861 Bedeutung. 1873 wird das Zensuswahlrecht der Reichsratswahlreform unterzogen, es wird nun in vier Kurien gewählt, wobei die Beteiligung zehn Gulden beträgt. In der Taaffe'schen Wahlrechtsreform von 1882 wird dieser Beitrag halbiert. Nach der Badenische Wahlrechtsreform, bei der eine fünfte Kurie, eine allgemeine Wählerklasse, eingeführt wird, verheißt schließlich 1907 das allgemeine Wahlrecht für Männer einen enormen Fortschritt. Diese Beck'sche Wahlrechtsreform schafft damit ein allgemeines, direktes und gleiches Wahlrecht für alle (Männer) (vgl. Parlamentsdirektion, 2018).

In den Ländern des Vielvölkerstaates lassen sich derweil kontrastierende Entwicklungen erkennen, die auf den Wunsch der einzelnen Nationen nach Autonomie zurückzuführen sind. Ungarn ist seit dem Ausgleich bemüht, seine Eigeninteressen durchzusetzen und sich von der österreichischen Krone zu lösen. Doch auch die anderen Länder, Gemeinden und kulturellen Gruppen wollen ihre Positionen in der zentral regierten Monarchie vertreten wissen. Das nationale Bewusstsein besteht jedoch nicht nur aufgrund von politischen Ambitionen. Vor allem sozialgesellschaftlich hat die Nation eine bedeutsame Rolle: Die Industrielle Revolution hat Lebensweisen drastisch verändert. Urbanisierung verlangt Mobilität und bedingt eine Umsiedelung des Lebensmittelpunktes - nicht nur physisch, sondern auch psychisch. Der Bürger wird in ein neues Umfeld von Pflichten und Anforderungen gestellt, mit denen er sich nun auseinandersetzen muss. Diese neue Lebenserfahrung drängt alte in den Hintergrund. Haas bemerkt hierzu: „Nicht zuletzt gefährdeten weltliche Daseinsdeutungen die alleinige Deutungsmacht von Kirche, Glaube und Frömmigkeit in Fragen von Moral und Lebensführung.“ (Haas, 2010: S. 231). Die Nation kann hierbei, so meint Haas, diese Defizite kompensieren indem sie ein Gefühl von Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit vermittelt. Die Wurzeln des Kampfes um die Nation sind seiner Meinung zufolge existenzieller Natur.

Der Nationalitätenkonflikt ist auf vielen Ebenen spürbar, wird jedoch im Sprachenstreit am deutlichsten, der nicht zuletzt das Parlament in Beschlag nimmt. Die Mehrsprachigkeit ist ein fortwährendes Thema in der Monarchie. Die Verweigerung der Deutschböhmen, die Zweisprachigkeit für Beamte in den böhmischen Ländern anzuerkennen, führt 1893 zum erzwungenen Rücktritt von Ministerpräsident Taaffe. Der Versuch seines Nachfolgers Badeni, mit seiner Sprachenverordnung für Böhmen und Mähren die völlige Zweisprachigkeit der Verwaltung einzuführen, hat massive Proteste von Deutschnationalen in mehreren Gebieten zur Folge und führt schließlich gar zu einer Eskalation im Parlament, die mit Polizeigewalt aufgelöst wird. Badeni wird als Regierungschef entlassen und die Sprachverordnung zurückgenommen (vgl. Mutschlechner, 2018). Konflikte zwischen den Ländern und Volksgruppen, einerseits untereinander, andererseits mit der Zentralmacht, bleiben weiterhin das schwierigste Problem in der Innenpolitik der Habsburgermonarchie.

Die Fragilität der Monarchie wird in jenen Jahren gleich zwei Mal durch private Schicksalsschläge im Hause Habsburg auf die Probe gestellt, nämlich durch den Selbstmord des Kronprinzen Rudolf im Jahr 1889 und das tödliche Attentat auf Kaiserin Elisabeth 1898 (vgl. Lorenz, 2007: S. 25). Rudolf war für viele eine Art Schlüsselfigur geworden, mit der die Hoffnung auf eine liberale(re) Zukunft der inzwischen festgefahrenen, wobei machtlos anmutenden Habsburgerherrschaft begraben wird. Er unterhielt Kontakte zu Moritz Szeps, Herausgeber des *Neuen Wiener Tagblattes*, versorgte ihn mit Informationen vom kaiserlichen Hof und fungierte sogar als anonym Autor für dessen liberale Zeitung. Seine kritische Haltung gegenüber der väterlichen Außenpolitik war allgemein bekannt (vgl. Bled, 2006: S. 65ff.). Und auch der Tod der Kaiserin „Sisi“ verursacht eine tiefe Erschütterung der Öffentlichkeit (vgl. Lorenz, 2007: S. 25).

Die Lage in dieser Situation latenter Spannung spitzt sich immer mehr zu und gipfelt letztendlich im Attentat auf den Thronfolger Franz Ferdinand in Sarajevo.

## 9.2. Kulturelles und soziales Umfeld

Der Krisenhaftigkeit des monarchistischen Österreich und den instabilen politischen Verhältnissen und das Wissen um die Brüchigkeit jenes Systems stand wiederum eine Gesellschaft gegenüber, die eine kulturelle Blütezeit erlebte und das bürgerliche Leben feierte. Der österreichische Schriftsteller Hermann Broch beschreibt jenen Dualismus später als „fröhliche Apokalypse“ (vgl. Broch, 1974: S. 40).

Die Heterogenität der Doppelmonarchie sorgte zwar für politische Differenzen, bildet jedoch auch die Grundlage für eine kulturelle Vielfalt und eine Gesellschaft florierender Kreativität und Intellekts, die unter anderen Umständen wohl nicht denkbar gewesen wäre. So entstehen aufgrund der Zuwanderung einerseits kleine, nationale Gemeinden innerhalb der Stadt, andererseits vermischen sich die Kulturen unterei-

inander. Die Mehrsprachigkeit ist für viele Bürger bereits zum Alltag geworden, während im Parlament 1897 daraus ein Nationalitätenkonflikt wird, wie im vorigen Kapitel bereits erläutert wurde.

Die wichtigsten Umschlagplätze geistigen Gedankenguts sind ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert die sogenannten Salons. In den Wiener Stadtpalais namhafter Familien trifft sich bei regelmäßigen Zusammenkünften die kulturelle und wissenschaftliche Elite um sich über allerlei Aktuelles auszutauschen. Die Gastgeber sind zumeist namhafte Familien des Großbürgertums oder Adels, wobei sich oft die Dame des Hauses als Gastgeberin oder Salonnière betätigt. Mit dem Macht- und Bedeutungsverlust der Aristokratie gewinnen die Häuser jüdischer Kaufmanns- und Bankiersfamilien als Salons zunehmend an Bedeutung und werden schließlich zu den mondänsten und wichtigsten ihrer Zeit. Die jüdische Journalistin Berta Zuckerkandl empfängt etwa unter Anderen Gustav Klimt, Arthur Schnitzler, Julius Tandler, Max Reinhardt und Hermann Bahr in ihrem Salon (vgl. Peham, 2014: S. 201f.) Bereits hundert Jahre zuvor unterhält Fanny von Arnstein als erste jüdische Salonnière wichtige Persönlichkeiten während des Wiener Kongress wie Metternich, Felix Mendelssohn und Radetzky (vgl. ebd. S. 77ff.). Zu den typischen Salongästen zählen damit neben Gelehrten aus Kunst, Literatur oder Wissenschaft auch Politiker, Geschäftsleute und Mitglieder des Adels. Diese bunte Mischung an Gästen lässt anregende Diskussionen und Meinungen entstehen, die philosophischen und geistigen Ergüsse werden auch nach Außen getragen und gelangen durch Zeitungen, Ausstellungen und Mundpropaganda an die Öffentlichkeit. In dieser Angelegenheit wird dem Salon eine bedeutende Rolle in der Eigenschaft als Ort der Entstehung des zeitgenössischen Diskurs zuteil. Geistige Strömungen und Tendenzen, politische Konzepte und gesellschaftskritische Meinungen können hier ungehindert entstehen und sich entwickeln, die Verschiedenartigkeit der Mitglieder lässt dabei interdisziplinäre und vielschichtige Ideen zu.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts etabliert sich ein weiterer Ort als Stätte intellektuellen Zusammentreffens und macht dem schwindenden Salon zunehmen Konkurrenz: Das (Wiener) Kaffeehaus. Anders als in den Salons hat hier Jeder Zutritt, wobei sich die Kreise, die sich im Kaffeehaus zusammuntun erneut hauptsächlich aus Literaten und anderen Intellektuellen zusammensetzen. Dennoch, die Beschaffenheit der Zusammentreffen ist hier zwangloser und auch ungehemmter. Es herrscht das Prinzip der Zufälligkeit (vgl. Lorenz, 2007: S. 29). Zu den beliebtesten Kaffeehäusern gehört ohne Zweifel das Café Griensteidl, wo sich gleich mehrere, teilweise konkurrierende Stammtische einfinden. Politiker und Journalisten gehen hier ebenso ein und aus wie Literaten und Künstler. Hermann Bahr trifft sich hier mit Felix Salten, Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal, Karl Kraus und Peter Altenberg, um nur einige zu nennen; und auch die sozialistischen Persönlichkeiten Viktor Adler, Engel-

bert Pernerstorfer, Fiedrich Austerlitz und Karl Leuthner finden hier zusammen (vgl. Lorenz, 2007: S. 32f.).

Eine beliebte Anlaufstelle ist das Wiener Kaffeehaus unter anderem darum, weil es nicht ungewöhnlich ist, den ganzen Tag dort zu verweilen, weshalb vor allem Schriftsteller und Journalisten den Ort nutzen, um hier ihrer Arbeit nachzugehen. Außerdem ist es der einzige Ort, an dem alle Tageszeitungen frei zur Verfügung aufliegen, sogar ausländische Exemplare. Da der Zeitungsvertrieb bis 1903 an eine Lizenz gebunden ist, gestaltet sich der eigenständige Erwerb jener, sofern sie nicht im teuren Abonnement bezogen wird, oft als schwierig. Diese Kombination aus Zeitung und Kaffeehaus lässt, so Lorenz, einen bestimmten Typus des Kreativen entstehen: „den Intellektuellen, der sein tägliches Lektürepenum, statt im Studierzimmer, nun im Kaffeehaus absolviert, den Künstler, der, statt in der hermetischen Kunst-Atmosphäre eines Salons Konversation zu pflegen, nun seine Debatten vor aller Ohren in einem öffentlichen Lokal ausficht.“ (ebd. S. 30). Das kulturelle Leben wird hier produziert, Öffentlichkeit findet statt.

Neben dem Café Griensteidl fungieren auch andere Lokale als Austragungsorte der Kaffeehauskultur, insbesondere nachdem jenes 1897 seine Pforten schließt. Das Café Central und das Café Museum sind die wohl beliebtesten. Aus den zunächst zufälligen Zusammentreffen und Stammtischen werden Kreise und Gruppierungen und es entstehen in einigen Fällen prominente Vereinigungen mit (mehr oder weniger) fixen Mitgliedern: Die bildenden Künstler und Architekten um Gustav Klimt schließen sich zur Wiener Secession zusammen, deren Mitglieder Josef Hoffmann und Koloman Moser später die Wiener Werkstätte gründen, Hermann Broch vereint Schriftsteller aller Art im Kreis Jung-Wien und die Wissenschaftler bilden zu Anfang des 20. Jahrhunderts den ersten Wiener Kreis. Aus jenen Vereinigungen gehen zahlreiche Arbeiten und Publikationen hervor. Die Jung-Wien-Gruppe bringt ab 1894 die Wochenschrift *Die Zeit* heraus, die sich kulturellen und politischen Themen kritisch annimmt. Die Secessionisten bauen das Ausstellungsgebäude der Wiener Secession und publizieren die dazugehörige Zeitschrift *Ver Sacrum*. Einer, der sich zu keiner Gruppe zuordnen lässt und vehement gegen Bahr, dessen *Runde* und das Café Griensteidl wettet, ist der junge Karl Kraus (vgl. Lorenz, 2007: S. 170). Vermutlich gerade aufgrund seiner scharfen Kritiken, die sich gegen nahezu sämtliche öffentliche Persönlichkeiten richten, und die er unter anderem in seiner Satirezeitschrift *Die Fackel* veröffentlicht, zählt Kraus zu den mit Abstand bedeutsamsten und einflussreichsten Publizisten seiner Zeit (und darüber hinaus).

Nicht denkbar gewesen wäre die florierende Gesellschaftskultur, Kunst, Literatur und der Geist der Wiener Moderne ohne die jüdisch-stämmigen Vertreter jener Sparten.

Das Judentum in der Habsburgermonarchie ist durch zwei gegensätzliche Pole gekennzeichnet: Einerseits das jüdische Großbürgertum, überwiegend Handels- und

Geschäftsleute, die bereits länger in der Hauptstadt ansässig sind und eine kulturell-intellektuelle Elite bilden, und auf der anderen Seite die in ärmlicheren Verhältnissen lebenden Juden, die zu einem großen Teil im Osten des Reiches, vor allem Galizien, wohnen oder von dort in die Reichsstädte kommen um sich aus den Ghettos emporzuarbeiten. Mit der Judenemanzipation im 19. Jahrhundert wird der Weg zu einem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Aufstieg für viele Juden geebnet (vgl. Maderthaler/Musner, 2000: S. 205). Der Zuzug jüdischer Migranten nach Wien seit 1848 ist stark steigend. Im Revolutionsjahr zählt Wien noch 6000 bis 7000 jüdische Einwohner, 1910 sind es 200 000. Die Bevölkerungsgruppe sieht sich dennoch zunehmend antisemitischen Vorwürfen und Diskriminierungen ausgesetzt. Die „Schuld“ am Börsenkrach wird häufig den an der Börse tätigen Juden zugeschrieben.

Etliche der bekanntesten Persönlichkeiten der Wiener Moderne sind jüdischer Abstammung: Franz Werfel, Alfred Polgar, Arthur Schnitzler, Stefan Zweig, Felix Salten, Sigmund Freud, Hugo von Hofmannsthal, Gustav Mahler und viele Weitere zählen dazu, viele davon distanzieren sich jedoch von der Religion oder lassen sich taufen, zum Beispiel Karl Kraus.

Das Tun und Treiben der Vertreter der Wiener Moderne führt zu einer Reihe an Zeitungs- und Zeitschriftenneugründungen.

Gesellschaftskultur, Politik und Journalismus sind zur Zeit um 1900 eng miteinander verwoben und befinden sich in ständigen Interdependenzverhältnissen, die jene Epoche prägen. Dem folgend konstatiert Lorenz: „Feuilletonistisches Schreiben, der kommunikative Austausch im Kaffeehaus oder die Virtuosen-Taktik des Künstler-Politikers - all diese Elemente gehören zur Signatur der Wiener Moderne.“ (Lorenz, 2007: S. 37).

### **9.3. Pressepolitik und Vorgeschichte: Erkämpfung der Pressefreiheit** (vgl. Olechowski, 2006: S. 1494-1516)

Eine der Hauptforderungen der Revolution von 1848 ist die Pressefreiheit. Bis dato müssen Druckwerke vor deren Veröffentlichung einer Zensurbehörde vorgelegt werden, ein Gesetz, das auf der Censurs-Ordnung von 1795 beruht. Nachdem die Deutsche Bundesversammlung am 3. März 1848 die Aufhebung der Zensur den Bundestaaten freistellt, fordern die Wiener Bürger in einer Petition die Einführung eines Repressivgesetzes, also die nachträgliche Strafe im Falle des Missbrauchs der Pressefreiheit anstelle des Präventivsystems. In der Zeit der Revolution werden zahlreiche Gesetze und Verordnungen zur Pressefreiheit verabschiedet und wieder zurückgezogen, neu überarbeitet oder verworfen. Bereits am 1. November hat die Pressefreiheit mit der Eroberung Fürst Alfred Windisch-Graetz' von Wien ihr Ende erreicht. Mit der Auflösung des Reichstags durch Kaiser Franz Joseph am 4. März

1849 und dem Beschluss einer neuen Verfassung wird sie, jedoch in stark eingeschränkter Form, wieder eingeführt. Grundlage ist das „Preßgesetz“ und die „Vorschrift über das Verfahren in Preß-Uebertretungsfällen“, womit die Zensur zwar aufgehoben, aber eine Kautionspflicht eingeführt wird. Das Herausgeben von periodischen Druckwerken ist zudem anzeigepflichtig. Nur männliche österreichische Staatsbürger konnten Redakteure sein. In jener Zeit kommt es zu zahlreichen Delikten, die meisten davon wegen „Bedrohung der Einheit der Monarchie“. Auch zeitweilige Suspensionen und Kerkerstrafen werden verhängt. Das aus der Maiverordnung von 1848 stark abgeändert übernommene Geschworenengesetz findet - genauso wie die beiden anderen - aufgrund des Belagerungszustandes in Cisleithanien keine Anwendung. 1850 kommt es mit einer neuen, liberalisierten Strafprozessordnung zu einer Verallgemeinerung von Verfahren gegen Preßdelikte und andere Anklagefälle. Die Stempelpflicht wird aufgehoben und eine Inseratensteuer eingeführt. Bereits im nächsten Jahr kommt es allerdings wieder zu enormen Rückschritten für die Pressefreiheit: Ein sogenanntes „Verwarnungssystem“ behält den Statthaltern der Kronländer vor, das Erscheinen einer Druckschrift in Fällen von Feindseligkeit gegen Thron, Religion, Sittlichkeit oder Ähnliches nach 2-maliger Verwarnung für bis zu 3 Monate einzustellen. Eine längere Einstellung ist durch einen Ministerratsbeschluss möglich. Die nächste große Einbuße bringt das Silvesterpatent 1851, mit welchem das Grundrechtspatent und die Märzverfassung offiziell aufgehoben werden. Spätestens seit dem kaiserlichen Patent vom 27. März 1852 kann man von einer inoffiziellen Rückkehr zur Zensur sprechen. Die vom Innenministerium ausgearbeitete „Preßordnung“ tritt in allen Ländern in Kraft, auch dort, wo Belagerungszustand herrscht, und stellt eine Verschärfung des vorhergehenden Gesetzes dar: Konzessionspflicht für die Herausgabe von periodischen Druckwerken mit Bewilligung durch die Oberste Polizei-Behörde, teilweise stark erhöhte Kautionen und neue Auflagen für die Redakteursposition sind erschwerende Rahmenbedingungen für die Publikation. Auch die Strafen in Fällen der Übertretung werden verschärft. Die 1853 beschlossene neue Strafprozessordnung vereitelt schließlich jegliche Form der politischen Betätigung seitens der Presse. Nach einer stetig lockereren Handhabung des Pressegesetzes wird im Jahr 1858 der Zeitungstempel wieder eingeführt.

Mit dem Februarpatent von 1861 kehrt Österreich zum parlamentarischen System zurück. Anfängliche Uneinigkeiten zwischen Staatsanwaltschaft, Justizministerium und Abgeordnetenhaus werden durch eine Kommission geschlichtet und das von Georg Lienbacher von der Wiener Staatsanwaltschaft verfasste Preßgesetz wird gemeinsam mit einer Strafgesetznovelle sanktioniert und tritt im März 1873 in Kraft. Die Gesetze sind allerdings nur in Cisleithanien gültig. Das neue Recht enthält zahlreiche Abänderungen des vorangegangenen, unter anderem die Abschaffung des Verwarnungssystems und der Konzessionspflicht, die Senkung der Kaution für poli-

tische Schriften und die Lockerung der Auflagen für Redakteure. Die Berichtigungspflicht und die Pflicht des Abdrucks amtlicher Erlässe bleibt bestehen. Der Vertrieb von Druckschriften wird ins allgemeine Gewerberecht eingegliedert. Der Beschluss einer Einstellung einer solchen, soll dem Gericht vorbehalten sein. Auch sonstige Strafmaßnahmen werden stark gelockert. Die Freude über die Freiheit der Presse werden jedoch schnell getrübt durch die Anwendung des objektiven Strafverfahrens, das sich gegen Objekte (Schriften) richtet, da hierbei keine Verteidiger angehört werden und es demnach häufig zu Verurteilungen kommt.

Die Dezemberverfassung 1867 schafft schließlich eine Rechtsgrundlage für die Presse, die im Allgemeinen bis zum Ende der Monarchie 1918 bestehen bleibt. Sie enthält einen Grundrechtskatalog, in welchem die Zensur und administrative Postverbote für inländische Drucke verboten werden. Den Schutz der Rechte soll ein Reichsgericht gewährleisten. Die neue Freiheit im Sinne der Liberalisierung beschert der politischen Presse einen Aufschwung. Eine Möglichkeit der Einflussnahme hält sich der Staat dennoch offen: Im Falle von Krieg oder Unruhen darf die Regierung einzelne Grundrechte, darunter die Pressefreiheit, suspendieren.

Nach dem Freispruch der böhmischen Schrift *Politik*, die Staatsbeamte als „k. k. Lumpen“ betitelte, setzt sich Justizminister Glaser für die Ausdehnung der Geschworenengerichtsbarkeit ein. Das dazugehörige Gesetz, sowie ein zweites zur zeitweiligen Aussetzung der Wirksamkeit von Geschworenengerichten, wird kaiserlich sanktioniert. Die Verurteilung der Zeitschrift *Freiheit*, die zu terroristischen Akten und Dynamit gegen die Gesellschaft aufgerufen hatte, woraufhin es tatsächlich zu Anschlägen kam, veranlasst die vorübergehende Ausrufung des Ausnahmezustandes und die Einschränkung der Pressefreiheit für gewisse gefährliche Schriften. So wird zum Beispiel Victor Adlers *Gleichheit* eingestellt. Die finanzielle Belastung für die Presse ist indes weiterhin groß. Erst 1900 wird der Zeitungsstempel abgeschafft. Kurz vor Ausbruch des Krieges suspendiert die Regierung Teile des Staatsgrundgesetzes, womit die Pressefreiheit erneut bis Kriegsende beendet ist.

#### **9.4. Zeitungslandschaft und Pressewesen**

Neben Gabriele Melischek und Josef Seethaler, die in ihren Bänden sehr umfangreich und detailliert Aufschluss über das Pressewesen und die -Politik der Habsburgermonarchie geben, gilt auch Kurt Paupié als wichtige Quelle für die Erforschung der historischen Zeitungslandschaft in Österreich. Aufgrund Paupié's Aktivitäten im Nationalsozialismus und seiner Verleumdung jener, sowie einigen offenen Fragen hinsichtlich seiner Arbeiten ist jedoch eine reflektierte und quellenkritische Leseweise geboten (Wolfgang Duchkowitsch arbeitet in *Die Spirale des Schweigens* unter anderem die Vergangenheit Paupié's und deren Einfluss und Relevanz für seine späteren Publikationen auf. (vgl. Duchkowitsch, 2004: S. 246).

Das Zeitungswesen in der Monarchie erreicht seinen Höhepunkt 1910, als die Gesamtauflage aller Tageszeitungen jeweils in Cis- und in Transleithanien die 2-Millionen-Grenze überschreitet. Dennoch ist dieser Wert, etwa im Vergleich zum Deutschen Reich, wo die Verbreitung im Verhältnis zur Einwohnerzahl 3 mal so hoch ist, eher bescheiden. Geschuldet ist dieser Umstand der repressiven Pressepolitik, die erst 1900 die Stempelpflicht verabschiedet und damit einen nie zuvor dagewesenen Auflagenzuwachs hervorruft (vgl. Melischek/Seethaler, 2006a: S. 1552).

Um 1900 setzt sich der Zeitungsmarkt hauptsächlich aus drei Arten von Blättern zusammen: Jene, manchmal kurzlebigen, Neugründungen durch die Intellektuellen der Wiener Moderne, die Parteien-Presse, sowie die großen, etablierten Tageszeitungen.

Die *Presse*, die ab 1848 besteht, versteht sich als gemäßigt-liberales Blatt und nimmt ihre Pflicht als Informationsquelle, Aufklärungs- und Meinungsbildungsbeiträger sehr ernst. Durch den niedrigen Verkaufspreis erfreut sie sich schnell großer Beliebtheit, wird darum aber auch oft Angriffsziel von Konkurrenzblättern. Politische Themen und Meinungen drehen sich zunächst um die „ungarische Frage“, wobei hier die gesamtstaatlich-großösterreichische Lösung vertreten wird. Außerdem lehnt das Blatt als Verfechter der konstitutionellen Monarchie das allgemeine Wahlrecht ab und sieht in der Reform von 1873 eine noch tolerierbare Lösung des Streits, da niedere Einkommensschichten noch ausgeschlossen bleiben. Für den fortdauernden Nationalitätenkonflikt im Vielvölkerstaat und die daraus resultierende Ausgleichspolitik zeigt die *Presse* wenig Verständnis. Ab dem Verkauf der Zeitung 1867, vertritt sie einen regierungskonformen bzw. -unterstützenden Standpunkt. Der politische Umschwung des Blattes geht mit den radikalen Aktionen Minister Taaffes einher. In der *Neuen Freien Presse* hat die ‚alte‘ *Presse* einen mächtigen Konkurrenten gefunden. 1896 wird sie eingestellt. (vgl. Ehrenpreis, 2006: S. 1716ff.)

Die *Neue Freie Presse* entsteht 1864 aus einer Zeitungsrevolte und übernimmt zu einem großen Teil Mitarbeiter, sowie Leserschaft der „alten“ *Presse*. Die Begründer Max Friedländer und Michael Etienne vertreten die gleiche Blattlinie, nämlich jene eines gemäßigten, österreichisch-gesamtstaatlichen Liberalismus. Friedländer wird zum Vorreiter des kritischen Wirtschaftsjournalismus, den sein Nachfolger Moritz Benedikt erfolgreich ausbaut. Unter dessen Leitung werden auch die „Fachblätter“, die in der Zeitung zu unterschiedlichen Sachthemen erscheinen, weiter ausgestaltet, sowie das Feuilleton, als dessen Förderer er erheblich zu dessen Blütezeit beiträgt. Zahlreiche namhafte Persönlichkeiten sind für die *Neue Freie Presse* tätig, unter ihnen Stefan Zweig oder Theodor Herzl, der als Auslandskorrespondent aus Paris schreibt. Karl Kraus, der als Ressortleiter bei der *Neuen Freien Presse* beginnen soll, lehnt ab und gründet *Die Fackel*. Er zählt zu den schärfsten Kritikern Benedikts und dessen Blattes. Nicht zuletzt aufgrund der umfangreichen Berichterstattung

durch die vielen Korrespondenten, sondern auch wegen ihres detailreichen und gut recherchierten Informationsgehalts und der Universalität der Berichterstattung genießt die Zeitung hohes Ansehen und Beliebtheit im In- und Ausland. Als eine von wenigen bietet sie auch Frauen Berufsmöglichkeiten im Journalismus. Politisch richtet sie sich mit ihrem „deutsch-freundlichen und innenpolitisch zentralistischen Standpunkt“ (Ehrenpreis, 2006: S. 1740.) an das Bildungsbürgertum. Obwohl sich die *Neue Freie Presse* als liberales und verfassungsfreundliches Organ begreift, will sie als unabhängig und vor allen Dingen nicht als Parteizeitung verstanden werden. (vgl. ebd, S. 1733ff.)

Im Jahr 1867 wird das *Neue Wiener Tagblatt* gegründet, das zum großen Teil Mitarbeiter des Vorgängerblattes, der *Morgen-Post*, übernimmt. Auch deren Chefredakteur Moriz Szepe verlässt in der Zeitungsrevolte das Blatt und übernimmt die Leitung des Tagblatts. Wie der Name verheißt, liegt der Schwerpunkt zunächst auf einer stark ausgeprägten lokalen Berichterstattung, was die Zeitung bis zur Jahrhundertwende zur auflagenstärksten Wiens wachsen lässt. Mit dem Ausbau internationaler Erstattung übersteigt die Auflage erstmals die der *Neuen Freien Presse*. Wie diese und die *Presse* ist auch das *Neue Wiener Tagblatt* liberaldemokratisch ausgerichtet, jedoch in Inhalt und Sprache um einiges radikaler und aggressiver als die Konkurrenz auftritt. Dem Feuilleton wird auch hier eine bedeutende Rolle zuteil, da es stark politisch und kritisierend ist, wie etwa die Beiträge von Friedrich Schögl. Das *Tagblatt* unterstützt kleinbürgerliche Forderungen wie Reformen im Wahl-, Presse- und Strafrecht, setzt sich für Freiheiten und Grundrechte ein und verlangt kontinuierlich die Modernisierung des politischen Systems durch Demokratisierung und Erweiterung der Verfassung. Jede Wahlrechtsreform wird begrüßt, da sie einen notwendigen Fortschritt für Staat und Gesellschaft bringt und persönliche sowie politische Freiheiten zu den Grundrechten zählen, die das Blatt am eindringlichsten propagiert. Demzufolge übt es sich in heftiger Kritik an der anti-fortschrittlichen Regierung bzw. Politik des Deutschen Reiches. Die soziale Frage ist immer zentrales Thema, da im Gegensatz zu *Presse* und *Neuen Freien Presse*, in welchen sich das Großbürgertum vertreten sieht, beim *Neuen Wiener Tagblatt* vor allem für die Interessen des Klein- und Mittelbürgertum, sowie in immer häufigeren Fällen für jene der Arbeiter, eingestanden wird. Vor der Jahrhundertwende berichtet es ausführlich über Streiks und Aufstände durch Arbeiter und setzt sich für deren Schutz ein (vgl. Ehrenpreis, 2006: S. 1753ff.). Die Zeitung kritisiert die Politik Franz Josephs und dessen Minister Taaffe und Belcredi, wodurch der zudem jüdisch-stämmige Verleger Szepe häufig Opfer von Vorwürfen und Anfeindungen wird. Zensurmaßnahmen und Angriffe deutsch-national Gesinnter erschweren die Publikation des Blattes (vgl. Lorenz, 2007: S. 34). Szepe (zu) starke Orientierung an liberalen westeuropäischen, insbesondere am französischen, Regierungsmodellen führen zu dessen Ausscheiden aus der Zeitung. Neben prominenten Mitarbeitern wie Hermann Bahr fungierte

auch Kronprinz Rudolf als Journalist beim *Tagblatt*, seine Artikel erschienen anonym. (vgl. Ehrenpreis, 2006: S. 1753ff.)

Daneben gibt es das Konkurrenzblatt *Wiener Zeitung*, wo Friedrich Uhl bis 1900 als Chefredakteur fungiert. Von 1909 bis 1917 hat Emil Löbl diese Funktion inne. Sie wird 1703 als *Wienerisches Diarium* gegründet und 1780 mit dem neuen Titel versehen, unter welchem sie bis heute erscheint. Als offizielles Regierungsblatt enthält sie einen amtlichen und einen nichtamtlichen Teil und untersteht ab 1870 dem Bundeskanzleramt. Sie beschränkt sich zunächst auf trockene, sachliche Berichterstattung mit einer geringen Gewichtung auf politische Nachrichten. Mit der Herausgabe zahlreicher Zusatzblätter und der Einführung neuer Rubriken (wie dem Feuilleton 1865) erweitert die *Wiener Zeitung* nach und nach ihr Deckungsgebiet. (vgl. Paupié, 1960: S. 119ff.)

Die *Presse*, die *Neue Freie Presse* und das *Neue Wiener Tagblatt* bilden die liberale Front der reichsweiten Presse, der „konservative Gegenpol“ (Ehrenpreis, 2006: S. 1767) wird durch das *Vaterland* gestellt. 1860 von einer Gruppe böhmischer Adelliger gegründet (unter ihnen Graf Belcredi), trägt es den Untertitel „Zeitung für die österreichische Monarchie“ und wird nach und nach zum katholischen Organ. Obwohl die Auflage des *Vaterland* nicht herausragend hoch ist, etabliert es sich als reichsweites, führendes klerikales Blatt und kann auch internationale Bekanntheit erlangen, bis ihm die *Reichspost* diesen Rang streitig macht, was schließlich auch der Grund für die Einstellung 1911 ist. Die *Vaterland*-Redaktion ist klein und die finanziellen Mittel sind bescheiden. In der Anfeindung mit den Sozialdemokraten, den Liberalen und den Deutschnationalen tritt die christlich-soziale Färbung hervor. Der Nachrichtenteil ist nicht sonderlich umfangreich, was Leser dazu veranlasst, zusätzliche Informationsquellen wie die großen liberalen Zeitungen zu beziehen. Erst mit Karl von Vogelsang als Redakteur wird die Sozialberichterstattung nach und nach ausgebaut und das Blatt setzt sich zunehmend für Arbeiter und deren Forderungen ein (z.B. die Abschaffung der Frauenarbeit in Fabriken) und plädiert für die Sozialreform. In der Debatte um das allgemeine Wahlrecht stellt sich das *Vaterland* jedoch klar auf die Seite dessen Gegner und kritisiert die Parlamentsbeschlüsse noch nach dessen Einführung. (vgl. Ehrenpreis, 2006: S. 1767ff.)

Zu den wichtigsten Massenblättern, den Vorläufern der heutigen Boulevardzeitungen, gehören um die Jahrhundertwende das *Neue Wiener Journal*, die *Arbeiter-Zeitung*, sowie die *Reichspost*.

1893 vom jüdischen Jacob Lippowitz gegründet, wird das *Neue Wiener Journal* sofort zum wichtigsten Medium für ein, zu einem großem Teil aus Neu-Lesern bestehendes, Massenpublikum, dank einer geschickten Werbestrategien, nämlich der

kostenlosen Verteilung an Wiener Haushalte. Es hebt sich von den bürgerlich-liberalen Blättern vor allem durch die familiäre Aufmachung ab und gibt sich betont volkshnah. Den Untertitel „Unparteiisches Volksblatt“ tragend, schwankt die Haltung gegenüber der Regierung und ist Themen-abhängig. Das Blatt ist vehement pro-Wahlrecht und übt scharfe Kritik an Taaffe und Badeni.

Nach der Vereinigung der Sozialdemokraten gründet Victor Adler 1889 die *Arbeiter-Zeitung*, die erst ab 1895 täglich erscheint. Ziel der Zeitung ist die Befreiung der Arbeiter sowie deren politische Organisation. Das wichtigste Thema dabei ist das Wahlrecht, zu dessen Durchsetzung vor allem die bürgerlichen Parteien vor den Wahlen in ihrer Sozialpolitik stark in die Mangel genommen werden. Die *Arbeiter-Zeitung* spart nicht mit scharfen Wortattacken, sei es auf Parteien oder andere Zeitungen. Ihre schlechte finanzielle Situation macht die Schaltung von Inseraten notwendig, was zum Beispiel Karl Kraus in seinen Polemiken gegen den gekauften Journalismus bestärkt. Mit der *Illustrierten Kronen Zeitung* erhält die *Arbeiter-Zeitung* ab 1900 zudem ihre härteste Konkurrenz.

Die *Reichspost* wird nach einem Beschluss am Dritten Katholikentag im Auftrag eines Pressekomitees gegründet und erscheint ab 1894 als Ergänzung zum *Vaterland* als inoffizielles Parteiorgan der Christlich-Sozialen. Das Blatt will laut eigener Angaben keine „Judenhetze“ betreiben, Arbeiter und Bauern unterstützen und sich für das allgemeine Wahlrecht und die Sozialreform stark machen. Nach der Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand, der das Protektorat über die ohnehin antiserbisch-gesinnte *Reichspost* übernommen hatte, fordert sie scharfe Maßnahmen und wird zum Sprachrohr für Kriegsbefürworter. (vgl. Ehrenpreis, 2006: S. 1779ff.)

Tabelle I: Druckwerke in der Habsburgermonarchie um 1900 (Auswahl) (nach vgl. Melischek/Seethaler, 2006a: S. 1668ff.)

Titel	Erscheinungszeitraum	Auflage (in Tausend)
Die Presse	1848-1896	12-20
Neue Freie Presse	1864-1939	23-68
Neues Wiener Tagblatt	1867-1945	26-71
Wiener Zeitung	1780-1940, seit 1945	3,6-10 (bis 1940)
Vaterland	1860-1911	3-5
Neues Wiener Journal	1893-1939	40-80
Arbeiter-Zeitung	1889-1938	25-54
Reichspost	1894-1938	6-25

Gesamt betrachtet, kann unter den erscheinenden Tageszeitungen um 1900 grob zwischen Regierungspresse, liberaler Presse, konservativer Presse, Parteipresse und unpolitischer Presse unterschieden werden (vgl. Paupié, 1960: S. 26).

### **9.5. Gesellschaftlicher und Medialer Wandel und Etablierung einer modernen Massenpresse**

Nicht nur der politische und (sozial-) gesellschaftliche Umbruch und der Wunsch nach Veränderung waren Grund für die Etablierung einer Massenpresse, die Entwicklung in der Industrie, Fortschritte in Technik und Verkehrswesen schufen erst die Rahmenbedingungen für die Entstehung einer solchen (vgl. Melischek/Seethaler, 2005: S. 52f.). Die mit diesen Tendenzen einhergehende erste Globalisierung bringt die Möglichkeit und Notwendigkeit von Massenproduktion und -verbreitung von Zeitungen bzw. Blättern, so wie dies auch in anderen Wirtschaftszweigen der Fall ist. Gleichzeitig öffnet sich das Bildungswesen für immer breitere Bevölkerungsschichten, und bei der steigenden Alphabetisierung wächst mit dem Bildungsniveau auch das Interesse über nationale und internationalen Nachrichten informiert zu sein, kritische Meinungen zu politischen Themen zu rezipieren und selbst Stellung zu beziehen. Melischek und Seethaler spielen in Bezug zu diesen Tendenzen bereits auf die projizierte Funktion von Massenmedien, bzw. insbesondere der Tagespresse und dem Journalismus, im Sinne dessen öffentlicher Aufgabe und im Weiteren auf die Rolle der „Vierten Staatsgewalt“ an:

„Dieser als Modernisierungsprozess bezeichnete Wandel von einer traditionellen hin zu einer modernen Gesellschaft korreliert mit einem immer komplexer werdenden sozialen Umfeld, in dem die Menschen zur Orientierung in politischen Belangen, aber auch in vielen anderen Lebensbereichen immer stärker auf Informationen „aus zweiter Hand“ angewiesen sind. Damit fiel den Massenmedien als Teil des intermediären Systems einer Gesellschaft eine entscheidende Vermittlungsfunktion zu - und zwar in zweierlei Richtungen: sowohl hinsichtlich der gesellschaftlichen Implementierung von Entscheidungen anderer gesellschaftlicher Teilsysteme, wie des politischen, wirtschaftlichen oder kulturellen Systems, als auch hinsichtlich der Artikulation und Aggregation von Interessen und Bedürfnissen der Bürgerinnen und Bürger. In Erfüllung ihrer Kommunikationsfunktion boten (und bieten) die Medien überdies eine der Voraussetzungen zur Erfüllung der jeweils spezifischen Funktionen der anderen Institutionen des intermediären Systems wie der politischen Parteien oder der Interessensverbände - woraus sich ein die Medienentwicklung prägendes Verhältnis ergeben sollte.“ (ebd.).

Gleichzeitig mit der Quantität wächst auch der qualitative Anspruch an die Presse, nämlich die Funktion, die heute als „öffentliche Aufgabe“ verstanden wird, zu erfüllen. Der deutsche Journalist und Soziologe Wilhelm Heinrich Riehl bezeichnet bereits 1865 das Pressewesen als „eine Art Repräsentation des Volkes“ (vgl. Faulstich, 2004: S. 28). Die Öffentlichkeit verlangt nach Information und Reflexion und der

Journalismus ist der Faktor, der die öffentliche Meinung formt und wird damit unverzichtbar (vgl. Blöbaum, 1994: S. 126).

Zu einem bedeutenden ökonomischen Gut wird die Zeitung ab der Aufhebung der Zensur 1848, die einen rasanten Aufschwung des Anzeigenwesens mit sich zieht. Erstmals in derartig ausgeprägter Form hat sie somit neben der sozialen eine wirtschaftliche Funktion (vgl. Pürer, 2014: S. 35). Doch seit Beginn des Vertriebs von periodischen Blättern sind diese an finanzielle Abhängigkeiten Dritter gebunden, egal in welcher Form diese organisiert sind, denn anders als bei gewöhnlichen Konsumgütern ergibt sich nur ein Bruchteil des Gewinns durch den Verkauf der Produkte, nämlich Zeitungen, an die Konsumenten, nämlich Leser. Als Kuppelprodukt verkauft ein Zeitungsunternehmen einerseits Information an den Leser, andererseits Anzeigefläche an die inserierende Industrie (vgl. Beck, 2011: S. 94). Mit der gleichzeitigen Liberalisierung der Märkte und der Aufhebung des staatlichen Anzeigenmonopols haben Zeitungen seit deren Aufschwung nach 1848 mit kommerziellen Partnern zu arbeiten, sofern sie nicht privat finanziert, von der Regierung oder einer Partei unterstützt oder gar völlig getragen werden. Die sich daraus ergebende Abhängigkeit von ökonomisch-orientierten Dritten wird dem Journalismus bereits in den frühen Jahren des aufstrebenden Anzeigenwesens zum Vorwurf gemacht. In Folge dieser „strukturellen Synthese“ ist es Herausgebern jedoch möglich, Zeitungen zu relativ niedrigen Bezugspreisen anzubieten, was wiederum eine Steigerung der Auflage mit sich zieht. Dieser Aufschwung des Zeitungsmarktes ist naturgemäß der marktorientierten Presse, kaum den Parteiblättern, geschuldet (vgl. Melischek/Seethaler, 2006b: S. 340). Der technische Fortschritt begünstigt die schnelle und flächendeckende Produktion und Verbreitung von Zeitungen mit immer höherer Aktualität. Das Telegraphenwesen und später das Telefon ermöglichen die Informationsübertragung in Echtzeit, Verbesserungen im Druckverfahren und der Verkehrstechnik erleichtern und beschleunigen die Herstellungs- und Lieferbedingungen (vgl. Weischenberg, 2018: S. 105f.). Nach ersten Einrichtungen in Paris, New York und London wird in Wien 1849 die Nachrichtenagentur „Österreichische Correspondenz“ als privates Unternehmen mit staatlicher Unterstützung gegründet. Eine Falschmeldung führt 1860 zur Übernahme der Einrichtung durch das „k. k. Telegraphen-Korrespondenz-Bureau“ (vgl. Dörfler/Pensold, 2001: S. 91ff., 127). Ein umfassender Wandel im Journalismus findet statt, der auch im Zusammenhang mit dem ‚Strukturwandel der Öffentlichkeit‘ steht (vgl. Weischenberg, 2018: S. 105). Thomas Birkner bezeichnet jenen Zeitraum zwischen 1874 und 1900 als ‚Ausdifferenzierungsphase‘ des Journalismus, die durch das Zusammenspiel von technischen Entwicklungen, gesellschaftlichem und sozialem Wandel und wirtschaftlichen Einfluss durch das Anzeigenwesen gekennzeichnet ist (vgl. Birkner, 2011: S. 349f.).

## 9.6. Professionalisierung des Journalismus: Redaktion, Berufsbild und Rolle

Der gesellschaftliche Wandel, technischer Fortschritt und die daraus resultierende Entstehung der Massenpresse lassen eine immer einheitlichere Organisationsform der Nachrichtenproduktion entstehen: die Redaktion. Während zuvor kein gesonderter Bereich dafür zur Verfügung stand und die Nachrichtenproduktion eher willkürlich als organisiert abläuft, bildet sich die Redaktion bis Mitte des 19. Jahrhunderts als eigene Abteilung im Zeitungsverlag heraus. Vermehrte, dichtere und in kürzeren Abständen eintreffende Informationen und Meldungen bedürfen Organisation, Selektion und Verarbeitung, es kommt zu redaktioneller Arbeitsteilung und ein (mehr oder weniger) einheitliches Berufsbild des Journalisten entsteht. (vgl. Blöbaum, 1994: S. 136). Einzelne Ressorts grenzen sich voneinander ab und Zuständigkeiten werden klarer definiert. Redakteure bzw. Journalisten befinden sich dabei in beruflicher und ideologischer Abhängigkeit von ihren Verlegern. Der Journalismus, sowie der Journalistenberuf haben sich gewandelt. Berufsausübende sind nicht mehr hauptsächlich Akademiker oder/und entstammen dem gehobenen Bürgertum, einem weiteren Personenkreis eröffnet sich nun dieses Berufsfeld. Redaktionen werden heterogener in ihrer Zusammensetzung und Um- und Aufstieg in den und im Journalismus einfacher. (vgl. Weischenberg, 2018: S. 105). Die Professionalisierung des Berufs, der ursprünglich meist in Nebentätigkeit ausgeübt wurde, bringt ihm (unter anderem) Prestige und Anerkennung ein. Auch das Selbstbild und die Rolle des Journalisten werden seriöser. Es entsteht zudem ein neuer Typ des Journalisten nach amerikanischem bzw. englischem Vorbild: der Reporter. Die (Sozial-)Reportage etabliert sich als bei den Lesern beliebtes Genre, mit Vertretern wie Victor Adler, Max Winter und später Egon Erwin Kisch. Im Vordergrund der Geschichten stehen soziale und politische Missstände, erzählt aus einer persönlichen, teilhabenden Perspektive. Der Journalist übernimmt eine neue, verantwortungsschwere Rolle: Als Enthüllungsreporter arbeitet er mit investigativen Methoden: Anstatt lediglich die Fakten darzustellen, wird er selbst Teil des Geschehens und kreiert dieses mit, wie etwa Max Winter, der über das Elend von Wiens Obdachlosen berichtet. (vgl. Lorenz, 2009: S. 103ff.). Der politischen Potenz des Journalismus ist man sich in der Monarchie allerdings noch nicht so bewusst (beziehungsweise ist diese hier eher limitiert), wie anderorts, zum Beispiel in den USA, wo die Watchdog-Funktion des Journalismus für die Demokratie schnell selbstverständlich wird (vgl. Scholl/Weischenberg, 1998: S. 226f.).

Neben der Rolle vom Journalisten als gerechten Aufdecker existiert aber noch ein anderes Bild, der Negativ-Stereotyp vom Journalisten als „Schwein“ etwa, wie er im frühen 20. Jahrhundert oft genannt wird (vgl. Lorenz, 2009: S. 50). Aufgrund der Tatsache, dass sehr viele Journalisten zu Beginn der Professionalisierung aus dem Berufsfeld der Literatur kommen, ergibt sich häufig ein Vergleich der Beiden. Diese

bekannte „Frontstellung“ findet in einer regelrechten „Journalistenschelte“ Ausdruck. In einigen Romanen des ausgehenden 19. Jahrhunderts wird ein überspitztes Bild vom bestechlichen Journalisten gezeichnet, der marktkonform schreibt und dabei die eigene Geisteshaltung aufgibt oder in eine platte Sprache verfällt. Jutta Jacobi meint dazu in ihrer Dissertation: „Der Journalist als abhängiger, bezahlter Schreiber wird als Repräsentant der kommerzialisierten ‚Unkultur‘ empfunden. Er steht im Widerspruch zu der angestrebten Autonomie des Geistes.“ (Jacobi, 1989: S. 9). Umgekehrt wird zum Beispiel Theodor Fontane, als Journalist und Schriftsteller aktiv, vorgeworfen, in seinen Romanen zu feuilletonistisch zu schreiben. Hier werden der Journalismus und die Schriftstellerei nicht getrennt voneinander „bewertet“, sondern an den jeweils anderen Maßstäben gemessen. Ob jene Portraits der Wahrheit entsprechen, sei dahingestellt, ähnliche Vorwürfe setzen sich allerdings später bei Karl Kraus mit der Verhöhnung der Sprache fort. (vgl. Lorenz, 2009: S. 50)

### **9.7. Ursprünge: Kritik am Journalismus**

Mit der wachsenden Bedeutung, die dem Beruf zugeschrieben wird, werden allerdings auch kritische Stimmen häufiger und lauter. Die konservative Front fürchtet die revolutionäre Macht der Presse, während die Linken deren kapitalistischen Opportunismus bekrittelt. (vgl. Weischenberg, 2018: S. 105). So wie sich dem kleinen Mann aus dem Volk durch das Massenmedium Zeitung auf einmal die Möglichkeit der Partizipation, oder zumindest der Informationserlangung über das tagesaktuelle Geschehen bot, so eröffnet sich für einen bestimmten Intellektuellenkreis darüber hinaus ein weiteres Fenster: Jene Professionelle, die ihrer Kritik an unterschiedlichsten Themen, Personen, Ereignissen und Umständen bislang mündlich oder über ihre eigenen Medien, wie Bücher oder kleine Zeitschriften, kund getan haben, hatten mit der Massenpresse nun gleichsam eine neue Plattform, sowie einen Gegenstand der Kritik gefunden. Zensurmaßnahmen, Blattlinien und andere redaktionelle Vorgaben veranlassten viele Journalisten zur Herausgabe eigener Zeitungen, die individuell gefärbt, stark die Anschauungen des Herausgebers widerspiegeln.

### **9.8. Typologie: Zeitungstypen und Darstellungsformen**

#### **Zeitungstypen**

Eine Einteilung von Zeitungen kann basierend auf unterschiedlichen Charakteristika erfolgen: Format/Größe, Erscheinungsintervall, thematische oder politische Ausrichtung, etc. Im ausgehenden 19. Jahrhundert befindet sich das Pressewesen noch in einer ständigen (Neu-)Orientierungsphase, weshalb sich viele Eigenschaften von Zeitungen, wie zum Beispiel Abstand der Erscheinung, häufig ändern. Am sinnvollsten scheint daher eine Klassifikation von Typen nach inhaltlichem Ideal, bezie-

hungsweise redaktioneller Intention und Zielsetzung. Dagmar Lorenz vermerkt für das 19. Jahrhundert drei vorherrschende Zeitungstypen (vgl. Lorenz, 2009: S. 35f.):

### **Qualitäts- und Meinungspress**

Aus der Bestrebung, Nachrichten, Meldungen und Korrespondenzen mithilfe neuester technischer Möglichkeiten unter das Volk zu bringen, ist die Qualitätspress entstanden. Sie stellt den wahrscheinlich ersten Typus von redaktionellem Journalismus dar. Beispiel hierfür ist die *Neue Freie Presse*.

### **Geschäftspress**

Weniger politische Berichterstattung, dafür ein ausgebauter Lokalteil ist in der Geschäftspress zu finden. Weil der wirtschaftliche Gewinn im Vordergrund steht, wird auf das Anzeigengeschäft in Verbindung mit umfassender Lokalberichterstattung gesetzt. Auch „Generalanzeiger-Press“ genannt (vor allem im Deutschen Reich) oder Boulevardzeitung (in der Habsburgermonarchie), wirbt sie mit ihrer politischen Unabhängigkeit und ist dabei stark kommerziell orientiert. Ab 1900 erscheint die *Österreichische Kronen-Zeitung*.

### **Parteizeitungen**

Periodika mit (Partei-) politischer Propaganda gewinnen ab dem Beginn des Parlamentarismus an Bedeutung und werden entweder von politischen Gruppen oder im Auftrag von Parteien herausgegeben. Das um die Jahrhundertwende einflussreichste Parteiblatt ist die *Reichspost*.

### **Journalistische Darstellungsformen**

Neben dem Feuilleton, dem aufgrund seiner hohen Relevanz und seiner besonderen Rolle im europäischen Moderne-Diskurs ein eigenes Kapitel zu Ende dieser Auflistung zu Teil werden soll, sind noch weitere, untergeordnete journalistische Darstellungsformen ganz bezeichnend für die kulturelle Entwicklung und die charakteristische Ausgestaltung der journalistischen Praxis um die Jahrhundertwende. Die erst kürzlich vollzogene Institutionalisierung des Journalismus, die fortlaufende Optimierung von Arbeitsprozessen und die steigende Beliebtheit der Zeitung in breiten Schichten haben zur Herausbildung von - in weiterem Sinne - bis heute existierenden journalistischen Textsorten geführt. (vgl. Lorenz, 2007: S. 43)

Nicht zuletzt, weil die Darstellungsformen im Fin de siècle aufgrund ihrer stilistischen Eigenheiten große formale und inhaltliche Unterschiede aufweisen, und teilweise durch sehr einprägsamer Tonalität und eigentümliche Sprache stark voneinander differenzieren, kann die Presse ein großes Spektrum an meinungsbetonten Inhalten anbieten. Besonders der feuilletonistische Stil, der als Oberbegriff für meh-

rere Textgattungen (oder eigenes Ressort) gelten darf, ist bei den Lesern äußerst gefragt.

Heute unterscheidet man in Forschung und Theorie im Groben meist zwischen tatsachenbetonten und meinungsbetonten Formen, als (in diesem Zusammenhang) besonders interessant erweist sich jedoch die Klassifikation nach Reumann, der noch eine dritte Darstellungsform des Journalistischen nennt, nämlich die phantasiebetonte (vgl. Reumann, 2002: S. 129). Diese Unterscheidung in drei journalistische Textgattungen wird insofern manchmal als problematisch betrachtet, als dass rein phantasiebasierte Beiträge in Massenmedien nicht der Definition von Journalismus als Nachrichtenvermittlung entsprechen (vgl. Lünenborg, 2005: S. 117). Da aber um die Jahrhundertwende die Wechselbeziehung zwischen Literatur und Journalismus eine entscheidende Rolle im Pressewesen spielt und rein phantastische Beiträge am Feuilleton keinen unerheblichen Anteil besitzen (prominentestes Beispiel hierfür wäre der Fortsetzungsroman), soll auch diese dritte Obergattung beachtet sein, wenn sich auch im journalistischen Sinne keine Nachrichtenwerte besitzt und ihr im Rahmen dieser Untersuchung keine hohe Gewichtung zu Teil wird.

Unter der Vielzahl an Sorten sind somit aufgrund ihrer Neuartigkeit oder ihrer signifikanten Unterscheidung zu anderen die relevantesten kurz genannt werden:

### **Kommentar**

Unterschiedlich definiert, zeichnet sich der Kommentar für Lüger zusammenfassend durch 3 Kriterien aus: Er bietet „Orientierung über den zugrundeliegenden Sachverhalt“, enthält dabei einen „argumentativen Kern“ der bewertend ist und überzeugen möchte, gibt aber auch die „Präsentation einer Gegenposition, die allerdings argumentativ widerlegt ist und somit die Bewertung untermauert (Lüger, 1995: S. 132).

### **Leitartikel**

Inhaltlich dem Kommentar ähnlich, besitzt der Leitartikel eine stärkere Aussagekraft, gibt er doch die redaktionelle Position zu einem Thema, einem Ereignis oder einer Person(engruppe) wider. Er spiegelt die Blattlinie, die Einstellung der gesamten Redaktion und ist demnach meist prominent auf der Titelseite platziert oder auf andere Weise hervorgehoben. Meist ist es ein Kommentar zu einem brisanten Thema, über das weiter hinten in der Zeitung in einem Artikel berichtet wird. (vgl. Reumann, 2002: S. 145)

### **Glosse**

Eine Glosse stellt die satirische, spielerische Form dar, die in einer Pointe endet und nicht darauf abzielt, zu Informieren, Meinung zu generieren oder zu ändern, sondern nur Ansichten zu bestärken und durch Wortspiele, Witz und Sarkasmus zu unterhalten. Der Text setzt fast immer ein Vorwissen voraus, damit kann er „sich ganz auf

den gewählten Themenaspekt - meist sind es illustrative Begebenheiten am Rande des eigentlichen politischen Geschehens - konzentrieren“ (Lüger, 1995: S. 137). Die Glosse ist oft spöttisch und fast immer ironisch.

### **Kritik**

Die Kritik ist die persönliche Bewertung einer künstlerischen Produktion, sei es Theater, Musik, Literatur, bildende Kunst, oder Ähnliches. Sie kann sich unterschiedlicher Elemente bedienen und andere Gattungen wie Interview, Reportage oder Portrait einschließen. (vgl. Lorenz, 2007: S. 129)

### **Essay**

Der Essay (aus dem frz. *essayer* = versuchen) ist eine liquide, verbindende Form „zwischen Literatur und Literaturkritik, Philosophie und Wissenschaft, Publizistik und Journalismus“ (Lorenz, 2007: S. 133) Eine exakte Definition dieser Textsorte scheint aus Lorenz' Sicht äußerst schwierig, da er sich durch eben diese Offenheit seines Zugangs auszeichnet. Wie schon die vorangegangenen Epochen, hat auch die Moderne einen speziellen essayistischen Stil hervorgebracht, bei dem der Akt des Schreibens als existenziell für den Bezug zum Gegenstand gilt. Lorenz beschreibt diese „Gebrauchsweise“ des Essays durch seine Entwicklung: „Der einst von der gesicherten Position eines vermeintlich überzeitlichen Bildungshintergrundes aus unternommene ‚Versuch‘ wird in einer durch den ‚gestaltgewordenen‘ Selbstzweifel charakterisierenden Moderne zum literarisch-publizistischen ‚Wagnis‘ - und entspricht somit kongenial den ‚feuilletonistischen Anteilen‘ im modernen Pressewesen“ (ebd. S. 134). Auf der anderen Seite steht aber auch ein politischer Essayismus, gemeinsam haben sie ihre Betonung des Prozessualen, ihre Darstellung von Gedankengängen im Für und Wieder und die Unabgeschlossenheit und unbeantwortbarkeit der Thematik. (ebd.)

### **Reportage**

Die Reportage ist vergleichsweise nüchtern gehalten, tatsachenorientiert und im Vergleich zu Nachricht oder Bericht hintergründiger und oft investigativ recherchiert. Häufig werden Einzelfälle als exemplarisch für gesellschaftliche Missstände aufgezeichnet und aufgedeckt. Die neu aufkommende, sensationelle Berichterstattungsweise (vgl. Theobald, 2017: S. 31)

### **Feuilleton**

Eine wichtige journalistische Gattung, die oft verwendet wurde, um individuelle Anschauungen in eine sprachliche und publizistische Form zu bringen, ist das bereits erwähnte Feuilleton. Das französische „Blättchen“, so die Übersetzung, wird im 18. Jahrhundert als Flugblatt mit Theaterkritiken Zeitungen beigelegt und steigt rasch zu

einer eigenen Rubrik mit fixem Platz im Hauptblatt auf. Der thematische Umfang erweitert sich und auch Zeitungen im deutschen Sprachraum übernehmen das neue Ressort. (Kauffmann/Schütz, 2000: S. 12). Anfängen mit einfachen Kulturkritiken werden die besprochenen Angelegenheiten mit der Zeit komplexer und weisen vermehrt gesellschaftskritische Züge auf. Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt sich das Feuilleton zu einem immer bedeutsameren Bestandteil der Zeitung. Entweder als Darstellungsform, als Gattung oder als eigenes Ressort begriffen, wird es durch uneinheitliche Merkmale gekennzeichnet. Typisch ist allenfalls, dass hier - im Gegensatz zu allen anderen journalistischen Sparten - das subjektive Empfinden und die Meinung des Feuilletonisten augenscheinlich sind. Sprache und Darstellungsart treten vor Aktualität und Nachrichtenwert des Inhalts. Literatur und Journalismus verschwimmen, mit den Mitteln des einen werden die Inhalte des anderen präsentiert. Den Rahmen für (sozialkritische) Kommentarbeiträge bilden oft alltägliche Situationen, Schilderungen von Eindrücken in der Stadt und auf dem Land, die Beschreibung von Situationen und Begegnungen, oft in humoristischer oder ironischer Weise, wobei der narrative Sensus ganz klar diese impressionistische Hybride aus Journalismus und Literatur prägt (vgl. Haas, 1999: S. 213). Wie bereits durch Schütz festgestellt (siehe Seite 17), wird sowohl *durch* das Feuilleton, als auch *darüber* Kritik geübt. Herman Hesse erteilt in der Einleitung zu seinem Utopie-Roman *Das Glasperlenspiel* ein abwertendes Urteil über die Gesellschaft der Epoche um 1900, die er das „feuilletonistische Zeitalter“ nennt, mit dem Feuilleton als Symbol für die Zeit von Modernisierung, Mechanisierung, Industrialisierung und den damit einhergehenden Kultur- und Geistesverfall. Die Gesellschaft, eindeutig überfordert und geängstigt von diesen Prozessen der Entfremdung, sucht Zuflucht in der oberflächlichen Scheinwelt des Feuilletons, was für Hesse Sinnbild der kulturellen Krise ist. Es fungiert als Vermittler in der bestehenden Umbruchszeit und deren negativen Erscheinungen und steht für den Verlust einstiger Werte, die es zu kompensieren versucht (vgl. Kernmayer, 1998: S. 36f.). Trotz Hesses pessimistischer Perspektive, gesteht er dem Feuilleton doch einen wichtigen Rang zu, indem er es zum Synonym für den Geist jener Zeit macht.

Die Gattung des Feuilletons erlaubt dem Journalisten viele Freiheiten, die er sich in anderen Bereichen der Zeitung nicht erlauben könnte. Diese Möglichkeiten nutzen viele Redakteure, um ihr ursprüngliches „Territorium“ zu erweitern (vgl. ebd. S. 14). Die Literarizität feuilletonistischer Beiträge bezieht sich zumeist auf die angewandte Sprache, die stark poetisch ist, und darum von Feuilletonkritikern missbilligt wird. Auch die Tatsache, dass in vielen Zeitungen um die Jahrhundertwende (und später) das Ressort als Fortsetzungsroman geführt wird, minimiert den Unterschied zwischen Literatur und Feuilleton. Autoren und Redakteure bedienen sich der Gattung gleichermaßen und auch außerhalb der Zeitung erscheinen feuilletonartige Beiträge, seien es Prosawerke, wie etwa von Peter Altenberg, oder Theaterstücke von Vinzenz

Chiavacci, der als Feuilletonist verschiedener Tageszeitungen seine humoristischen Skizzen auch auf die Wiener Bühnen bringt (vgl. Haas, 1999: S. 212). Klassisch bleibt das Feuilleton jedoch ein Printprodukt, das in der Zeitung erscheint und trotz literarischem Einschlag zum Journalismus gezählt wird. Die kommentierenden und tendenziösen Betrachtungen werden oft mit fiktiven Elementen wie Situationen oder Figuren ausgestaltet. Mit dem Feuilleton wird der informative Charakter der Presse mit einem unterhaltenden ergänzt, wodurch sie breitere Massen anspricht. Es bindet die Leserschaft und eröffnet dem Markt ein neues Publikum, da sich auch vermehrt Frauen für das Ressort begeistern und zur Zeitung greifen. (vgl. Faulstich, 2004: S. 35). Während sich die Presse zuvor hauptsächlich auf politische Nachrichten konzentriert hat, mit Ausnahme der aufkommenden Sonder- und Zusatzblätter, kommt mit dem Feuilleton ein kulturelles Ressort hinzu, das unter anderen auch Literatur-, Musik- und Theaterbesprechungen oder prosaische Beiträge enthält. Da sich aufgrund der Informationsdichte und Faktentreue Zeitungen teilweise nur geringfügig voneinander unterscheiden, wird deren jeweiliges Feuilleton zum Alleinstellungsmerkmal, zum Aushängeschild des Blattes, das die Leser locken soll. Es kann als erste Form von Infotainment gesehen werden. (vgl. Kostenzer, 2009: S. 79).

Die neue Rubrik, die schnell zu großer Beliebtheit bei der Bevölkerung gelangt ist, erntet jedoch von vielen Seiten aus unterschiedlichen Gründen Kritik. Neben Hesses Aburteil gibt es unzählige weitere Feuilleton-feindliche Aussagen populärer Zeitgenossen. Das Feuilleton steht in der Kritik dabei oftmals symbolisch für Sprache, Kultur und Zeitgeist. Auch antisemitische Angriffe erfolgen über diesen Weg, da viele Feuilletonisten jüdische Abstammung sind. Die Kritik am Ressort wird zum kulturellen Phänomen, zu einem modernen Trend (vgl. Esterhammer, 2007: S. 194). Das darüber-Sprechen und -Schreiben, Tadeln und Bewerten des Feuilletons entwickelt sich zu einer eigenen kulturellen Sparte und schlägt hohe Wellen. Es bildet einen erheblichen Teil im gesamten Journalismusdiskurs um die Jahrhundertwende und verselbstständigt sich darüber hinaus sogar zu einem eigenen diskursiven Zweig mit Karl Kraus als prominentesten Vertreter. Er treibt mit seinem 1910 erschienenen Essay *Heine und die Folgen* die Feuilletonkritik auf den Höhepunkt (vgl. ebd.). In Anbetracht dieses Stellenwertes, den das Feuilleton im Journalismus (und auch in der Literatur) jener Zeit einnimmt, ist es unabdingbar bei der Untersuchung kritischer Auseinandersetzung mit der Presse das feuilletonistische Schaffen und dessen Kritik unberücksichtigt zu lassen.

Zu den berühmtesten Feuilletonisten um 1900 zählen unter anderen Alfred Polgar (*Wiener Allgemeine Zeitung*), Eduard Pötzl (*Neues Wiener Tagblatt*), Theodor Herzl (*Neue Freie Presse*) und Stefan Zweig (*Neue Freie Presse*), die fest als Redakteure angestellt waren. Weitere Vertreter der Sparte sind zum Beispiel Bertha von Suttner, Hermann Bahr, Arthur Schnitzler, Felix Salten, Peter Altenberg und Hugo von Hofmannsthal (vgl. Kernmayer 1998: S. 119; Esterhammer, 2007: S. 194). Auch unter

jenen waren einige bei Zeitungen tätig, entweder als freie Autoren, die von Zeit zu Zeit Beiträge lieferten, oder als (kurzzeitig) Angestellte. Manche Schriftsteller, beziehungsweise Publizisten, veröffentlichten feuilletonistische Beiträge allerdings auch als eigenständige Publikation, bringen Sammlungen in Buchform heraus, schreiben Theaterstücke oder Kabaretts oder halten öffentliche Vorträge. Der feuilletonistische Stil weitet sich auf fast alle kulturellen Sparten aus.

### **9.9. Zwischen Literatur und Journalismus**

Eine zu berücksichtigende Problematik, die das Feuilleton mit sich bringt, ist jene seiner Einordnung. Obwohl das klassische Feuilleton in der Zeitung entstanden ist, wird der Begriff synonym für ähnlich-artige Beiträge prosaischer Werke verwendet. Auch lässt sich die inhaltliche Spannweite kaum definieren. Auffällig ist zum Beispiel, dass so gut wie alle Mitglieder der intellektuellen Autorengruppe Jung-Wien für das Feuilleton geschrieben oder sich dessen Stil bedient haben. An diesem Punkt lässt sich von einer Verschmelzung von Literatur und Journalismus sprechen (vgl. Kostenzer, 2009: S. 78). Schriftsteller werden zu Redakteuren und umgekehrt, und literarische Beiträge finden ihren Platz im Nachrichtenmedium Zeitung. Eine klare Trennung ist hier kaum möglich. Demnach fällt die Erforschung der Feuilletons sowohl in den Aufgabenbereich der Journalistik, als auch in jenen der Literaturwissenschaft.

Abgesehen vom Feuilleton, erscheinen auch Presse-, Kultur- und Gesellschaftskritische Beiträge zu großem Teil in literarischer Form und selten als Zeitungsartikel im herkömmlichen Sinn. Unter den Kritiken finden sich hauptsächlich Essays, was wohl unter anderem auf das Faktum zurückzuführen ist, dass viele Kritiker aus Literatenkreisen stammen. Da die Frage, in welchen Zuständigkeitsbereich die Analyse und Erforschung jener Kritiken fällt, jenen der Literatur- oder der Medienwissenschaft, nicht eindeutig beantwortet werden kann, ist eine interdisziplinäre Herangehensweise notwendig. Die einseitige Analyse wäre hier unzureichend. Ebenso kann auch die Sozialreportage als Hybride zwischen Literatur und Journalismus betrachtet werden. Viele Beiträge in diesem Genre sind zwar eindeutig journalistisch recherchiert, erscheinen jedoch in Buchform, beispielsweise einige Werke von Max Winter (vgl. ebd. S. 23).

Bei wissenschaftlichen Untersuchungen in diese Richtungen gilt es demnach, nicht nur journalistische, sondern auch literarische Aspekte zu berücksichtigen und auf die Sonderform derartiger Beiträge Rücksicht zu nehmen, anstatt sie (nur) nach klassisch literaturwissenschaftlicher oder medienwissenschaftlicher Manier zu analysieren.

### **9.10. Journalismuswissenschaft und Forschung**

In Anbetracht des Mangels an wissenschaftlichen Arbeiten, die um 1900 zum Gebiet des Journalismus existieren, müssen Kritiken aus ebenjener Zeit noch einmal mehr und umso intensiver Berücksichtigung finden, da sie die einzige Möglichkeit einer kontemporären, reflektierten Auseinandersetzung mit Journalismus sind. Eine Publizistik war zu diesem Zeitpunkt noch nicht etabliert, eine Schule oder eine Wissenschaft zu Zeitung und Journalismus gab es nicht. Der Journalismusjournalismus stellt somit die wahrscheinlich einzige Sekundärquelle dar.

## 10. Analyseteil

### Emil Löbl: *Kultur und Presse*, 1903

Lange Zeit blieb Löbls Werk in Journalistik und Medienwissenschaft wenig oder gar nicht beachtet. Zunächst war es Otto Groth, der 1948 Löbls Leistungen für die Zeitungswissenschaft anerkennt und in seine Abhandlung *Die Geschichte der deutschen Zeitungswissenschaft. Probleme und Methoden* einbezieht. (vgl. ebd. S. 42). Nach relativ wenig Rückbezügen in der zweiten Jahrhunderthälfte erfährt *Kultur und Presse* heute neue Anerkennung und besondere Berücksichtigung in der Fachliteratur, bedingt durch die 2017 erschienene kommentierte Neuauflage des Buches von Wolfgang Duchkowitsch. Duchkowitschs Ausgabe ergänzt das Original mit Hintergrundinformationen zum Text und zu Löbls Biographie, Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte, sowie einer groben Einteilung und Zusammenfassung der wichtigsten Punkte. Jene Edition ist es auch, die für diese Analyse herangezogen wurde. Neue Erkenntnisse und reflektierte Überlegungen, die Duchkowitsch in seiner Einleitung festhält, finden im Folgenden ebenso Platz. Aufgrund des Umfangreichtums des Werkes werden lediglich die wichtigsten und für diese Untersuchung relevantesten Textstellen exemplarisch herangezogen. Passagen, die sich in keiner Weise Journalismus-kritisch oder wertend sind, bleiben außer Acht. Kapitel wie zum Beispiel über die Nachrichtenauswahl, Regeln journalistischer Praxis oder formale Blattgestaltung werden nicht berücksichtigt, enthalten sie keine Positiv- oder Negativbeispiele.

Bei *Kultur und Presse* handelt es sich um den „Versuch einen systematischen und kritischen Darstellung des modernen Zeitungswesens“, so Löbl im Vorwort seiner 1903 erschienenen Monographie (Löbl, 2017: S. 66). Er erhebt mit seinem Text nicht (primär) den Anspruch, journalismuskritisch zu sein, sondern vielmehr einen wissenschaftlichen Beitrag zu leisten. Seine Arbeit soll nicht, wie der Großteil der bis dato existierenden Literatur zu diesem Thema, die historischen Meilensteine des Pressewesens behandeln, sondern unteren deren Berücksichtigung ein Bild der aktuellen Lage präsentieren. Dabei kritisiert er auch bestehende Verhältnisse in der Berufs- und Ausbildungspraxis für Journalisten, sowie die mangelnde wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Presse in Österreich. So argumentiert Löbl für die Notwendigkeit von Institutionen, die sich professionell mit Journalistik befassen, da dem Journalismus seiner Ansicht nach eine wichtige Aufgabe für die Gesellschaft zufällt und er dennoch viel zu wenig Beachtung in der Forschung findet, gar Verachtung seitens deutscher Gelehrter erfährt (vgl. ebd. S. 71). Über Methode und Recherche zur Arbeit an dem Werk ist man aufgrund mangelnder biographischer Do-

kumente nicht in Kenntnis, es kann allerdings davon ausgegangen werden, dass die Vorarbeit sehr lange und sehr gründlich war, was die Vielzahl und die Aktualität der verarbeiteten Fachquellen belegt (vgl. Duchkowitsch, 2017: S. 18).

## Person und Hintergrund

Emil Löbl beginnt seine journalistische Karriere als Student der Rechtswissenschaften bei *Die Presse*, daneben ist er als Schreibkraft im Reichsrat beschäftigt, wo er die Reden der Abgeordneten protokolliert. Später wechselt er zur *Wiener Zeitung* und tritt für einige Jahre in das k.u.k. Preßdepartement ein, bevor er zum stellvertretenden und dann zum Chefredakteur der *Wiener Zeitung* wird. Um trotz seiner jüdischen Abstammung in den Staatsdienst aufgenommen werden zu können, erwirbt er 1887 das Heimatrecht und leistet den Staatsbürgerschaftseid, bevor er 1895 seinen Glauben endgültig ablegt und sich taufen lässt. 1917 wechselt er von der *Wiener Zeitung* zum *Neuen Wiener Tagblatt*, das während dem ersten Weltkrieg dem rechten Lager und den Christlichsozialen den Rücken stärkt. Als Anhänger der Monarchie huldigt Löbl diese in seinem Sammelband *Verlorenes Paradies. Erinnerungen eines alten Wieners.*, der nach dem ersten Weltkrieg erscheint. Aufgrund Löbls währendem Interesse an der Errichtung einer institutionellen Zeitungswissenschaft macht man ihn 1935 zum Vizepräsidenten der neu gegründeten „Österreichischen Gesellschaft für Zeitungskunde“. Im Jahr darauf wird, begründet mit Löbls bereits 1903 eingebrachten Argumentation für die Schaffung einer öffentlich-rechtlichen Organisation, die Österreichische Pressekammer eingerichtet, wo Löbl Kurse zur Zeitungskunde mit Journalistenausbildungs-ähnlichem Charakter unterrichtet. Er ist überzeugt von der Idee einer einheitlichen und grundierten Ausbildung für Journalisten und der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Zeitungskunde. Beides bleibt allerdings Zeit seines Lebens unverwirklicht. (vgl. Duchkowitsch, 2017: S. 15ff.)

Aus heutiger Sicht würde man bei *Kultur und Presse* wohl von einer deskriptiv analysierenden Arbeit sprechen, die subjektiven Ansichten zugrunde liegt und dennoch wissenschaftliche Gültigkeit besitzt. Trotzdem, beziehungsweise daher, soll sie hier in die Untersuchung medienkritischer Beiträge aufgenommen werden. Obwohl sachlich, argumentiert Löbl nicht immer rein wissenschaftlich, an vielen Textstellen fließt seine persönliche Haltung ganz offensichtlich ein. Auch in diesem Fall handelt es sich daher um eine kritische Auseinandersetzung mit dem damaligen Journalismus. So ist aus der Einleitung zu entnehmen: „Was im folgenden versucht werden soll, ist eine gedankliche Durchdringung, eine dogmatische Behandlung des gesamten Preßwesens, dem bisher fast ausschließlich eine juristische und historische Behandlung zu teil wurde. [...] Aber wir sollten uns nicht nur darum kümmern, wie

das alles geworden ist, sondern *was* geworden ist und was wir, im Guten wie im Schlimmen, an der Presse besitzen.“ (Löbl, 2017: S. 69) Besonderes Augenmerk legt Löbl dabei auf Bedeutung, den Einfluss und Wechselwirkungen zwischen Presse, Kultur bzw. Gesellschaft und Staat. Deren Relevanz bildet die Basis für *Kultur und Presse*.

Die Monographie ist in vier Teile gegliedert: *Die Zeitung (Der Journalismus)*, *Die Journalistik*, *Presse und Gesellschaft* und *Presse und Staatsgewalt*, jeder Teil beinhaltet mehrere Kapitel und Unterkapitel. Das Ende bildet die *Schlussbetrachtung: Die Zukunft der Presse*. Der Teil *Presse und Staatsgewalt* ist im Folgenden, wie auch in der Ausgabe von Wolfgang Duchkowitsch, nicht berücksichtigt.

### **Löbls Kritik in *Kultur und Presse***

Zu Beginn des ersten Teiles nennt Löbl die „oberste Aufgabe der Presse“, nämlich die Tatsachenvermittlung (S. 104). Der Leser will Wahrheit und Fakten, denn die Beliebtheit der parteilosen Blätter ist offensichtlich der Reaktion des Publikums gegen die „Überwucherung des Subjektivismus in der modernen Tagespresse, gegen das Allzuviel an Kritik, Tendenz und Beeinflussung des Lesers“ geschuldet (S. 103f.). Hier wirft Löbl der Parteipresse auf indirektem Weg Unsachlichkeit vor und bekrittelt, dass es zu wenige neutrale Zeitungen gibt.

Um dieser obersten Aufgabe, der objektiven Tatsachenvermittlung gerecht zu werden, sind die Maxime Raschheit und Verlässlichkeit einzuhalten. Aktualität und Relevanz sind die Eigenschaften, die über die Veröffentlichungswürdigkeit einer Nachricht entscheiden. Zumindest sollte dies der Fall sein, denn laut Löbl wird diese Grundregel nur allzu oft missachtet und es werden „bedeutungslose Informationen geboten, die den Leser durch pomphafte Einleitungen anlocken, sich bei näherem Besehen als wertlos erweisen und in dem ernsten Teile des Publikums nichts hinterlassen als das Gefühl, um kostbare Zeit gebracht zu sein.“ (S. 107). In diesem Umstand sieht er auch die Abneigung (teilweise sogar den Hass) gegen die Zeitung begründet. Löbl benennt, obwohl technische Entwicklungen zu Fortschritt und Vereinfachung in der Nachrichtenübertragung beigetragen haben, auch die „Schatten-seiten des Systems“ (S. 112). Aus der Masse an Informationen, die Redakteuren dadurch täglich zur Verfügung steht, wird zu wenig selektiert, wie er findet. Depeschen werden in Zeitungen übernommen, ohne jedoch auf nähere Umstände bzw. Hintergründe zu den Informationen zu verweisen oder diese zu erklären. Telegrafische Korrespondenz ist zwar von Vorteil und inzwischen notwendig geworden, dennoch sollte sie auf das Nötigste reduziert und in gleichem Maß der briefliche Korrespondenzdienst wieder eingesetzt werden, „der es ermöglicht, nicht nur die Ereignisse zu melden, sondern auch ein Bild der Zustände und Verhältnisse zu geben, ein echtes Verständnis der Zeit zu erschließen.“ (S. 114). Doch möchte Löbl

auch betont wissen, dass die Vorzüge der Telegraphie und der neuen Technik allgemein bekannt sind, weshalb er fordert, diese, im Sinne der optimalen Nutzung, gezielt und nicht willkürlich und universal einzusetzen.

Nach der Relevanz ist Verlässlichkeit, sprich Wahrheit, die zweite Anforderung an journalistische Berichterstattung, von der man heute jedoch in (österreichischen) Blättern ausgehen kann. Falsche Information ist - wenn überhaupt, unbeabsichtigt - die Ausnahme und Folge von fehlender Zeit oder Mangel kritischer Prüfung (S. 117). Eine pflichtbewusste Presse wird allerdings nicht nur zweifelhafte Meldungen unterdrücken, sondern im Gegensatz zu einer skrupellosen Journalistik auch die Folgen von Veröffentlichungen abschätzen und lieber schweigen, wo sie es für angebracht hält. Gerade für die Reportage ist es erforderlich, nicht immer alles Preis zu geben. Auch im Staatsinteresse, vor allem was kriegerische Angelegenheiten betrifft, sollte sich die Presse in Zurückhaltung üben, anstatt die Flagge der Justiz zu hissen, wie der deutsch-französische Krieg gezeigt hat, in dem die Pariser Presse zu einer wichtigen Informationsquelle für die deutschen Heerführer wurde (S. 118). Um die Gefahr von Nachahmungstätern zu vermeiden, gilt es, die Berichterstattung über Gewaltverbrechen und anarchistisch motiviert Anschläge stark einzuschränken (S. 121f.).

Neben der referierenden Presse hat sich in den letzten Jahren eine rasonierende, kritische herausgebildet. Deren Subjektivismus (wobei Löbl zwischen offen dargelegtem und verdecktem, wie etwa durch Totschweigen, unterscheidet), wird vor allem bei der Äußerung politischer Urteile oft angefochten. Gleichzeitig aber, wird von den meisten Lesern eine Leitlinie des Blattes gewünscht und Zeitungen streben auch an, „lebedinge Faktoren in der Bildung der öffentlichen Meinung, bestimmende und mitwirkende Elemente in der politischen und Parteibewegung ihres Landes“ zu sein (S. 128). Die praktische Ausübung des Rasonnements wird allerdings kritisiert: Erstens, gibt es zu viele politische Artikel im Verhältnis zu den relevanten Ereignissen. Zweitens werden politische Urteile aufgrund ihres Aktualitätsbezogenheit schnell gefällt und als feststehend dargestellt, obwohl sie sich oft nur auf ebenjenes Ereignis beziehen, und nicht auf ein gesamtes politisches Sujet. Diese Urteile sind dem Leser zu endgültig. Als dritten Kritikpunkt wird die Gemeinplätzigkeit genannt, das „abgegriffene Schlagwort“, das „mit solchem Aplomb überlegener Staatsweisheit“ auftritt (S. 130). Diese Gründe führen bei vielen Lesern zu einer Abneigung gegen politisches Rasonnement in der Zeitung. Löbls Vorschlag zur Abhilfe: Mehr Sachlichkeit, Ernst und Gewissenhaftigkeit, und weniger Verschleiß politischer Ansichten sollen „dieses ziemlich verwilderte Gebiet journalistischer Betätigung auf ein höheres Niveau heben“ und „ihm seine Bedeutung und die ernste Beachtung des gebildeten Lesers wieder verschaffen“ (S. 130). Ein weiteres, auf viel Kritik treffendes Feld, ist die Kunst-, Theater- und Literaturkritik. Meist sind es die kritisierten Künstler, die sich über die Rezensenten empören, stellen diese doch ihr eigenes

Schaffen weitaus höher als das ledigliche Urteilen jener Kritiker darüber. Löbl kann sich diesem Schluss nicht anschließen, denn „eine Kritik von wenigen Zeilen kann turmhoch über dem Machwerk eines Stümpers stehen“ (S. 133). Trotzdem rät er den Kritikern, aus diesen Vorwürfen zu lernen und jedes kreative Werk zumindest als solches anzuerkennen. Solange Respekt vor der künstlerischen Tätigkeit besteht, wird der Kritiker ein ernstes und kein leichtfertiges Urteil fällen, wozu die Macht der Presse manchmal verleiten mag. Dennoch findet sich oft Dilettantismus und Alleswisserei bei Kritikern, und auch die persönliche Befangenheit spielt nicht selten eine Rolle bei der Bewertung eines Werkes (S. 135).

Was den „schönggeistigen“ Teil der Zeitung betrifft, also alles, was nicht der reinen Tatsachenvermittlung dient, muss sich der Journalist bewusst sein, dass er hier ein Stück Literatur schafft und seine Ausdrucksform dementsprechend wählen. Lyrik, Epigramme und Romane sind Dauergäste in journalistischen Blättern. Hier stellt Löbl die Frage nach gegenseitiger Beeinflussung, Wechselwirkung und Beeinträchtigung zwischen Zeitung und Literatur in den Raum (S. 136).

Die hohen Kosten, die die Zeitungsproduktion in Anspruch nimmt, könnten ohne das Inseratengeschäft nicht gedeckt werden. Es stellt die finanzielle Grundlage für die meisten Zeitungen dar. Die Redaktion darf (und soll!) von dem Recht gebraucht machen, Inserate, Anzeigen und Annoncen dort zu zensieren, wo die Grenzen der Moral überschritten werden oder der Verdacht auf Missbrauch besteht. Auch wenn keine gesetzlichen Schranken durchbrochen wurden, wird sich hier „die moderne Presse, die eine so beherrschende Stellung im geistigen und sittlichen Leben der Menschen einnimmt, [...] selbst strengere als die allgemeinen rechtlichen Normen setzen.“ (S. 147) Obwohl sie dessen Inhalt nicht erstellt, obliegt der Redaktion doch die Verantwortung über den Inseratenteil. Sie wird über diesen jedoch keine geschäftsschädigenden (Zensur-)Entscheidungen treffen.

Mit dem Feuilleton hat das Zeitungswesen eine neue Art der Literatur hervorgebracht, die eine ungemaine Bereicherung darstellt. Anderswo wäre eine derartige schriftstellerische Form in ihrer journalistischen Knappheit gar nicht möglich. (S. 154f.) Später wird von der Journalistik gar als „besonderer Zweig literarischer Betätigung“ gesprochen. Einen sonderlichen journalistischen Stil gibt es nicht, obwohl oft in abschätziger Weise vom sogenannten Zeitungsstil gesprochen wird, wenn sich etwa Formfehler oder -schlampereien eingeschlichen haben, was in der Zeitung häufig vorkommt. Prinzipiell sind aber viele Journalisten sprachgewandter als Buchliteraten (S. 163).

Um die Lektüre für den Leser bequem und leicht zu gestalten, muss eine gewisse Form eingehalten werden. Titel, Untertitel und räumliche Trennung schaffen Übersicht, während Gliederungen (z.B. a), b), c)) und Verweise, die zum Vor- oder Rückblättern auffordern, den Lesefluss stören und wissenschaftlichen Schriften vorbehalten sein sollen. Die Zeitung, die ja für das Volk geschrieben wird, muss sich

durch leichte Lesbarkeit auszeichnen. Das betrifft nicht nur die optische Artikelgestaltung, sondern auch die Wort- und Sprachwahl (S. 167f.). Es gibt noch immer viele Journalisten, die glauben, ihre Sätze durch Verdrehung, Künstelei und Ausschmückungen auf unnatürliche Weise zu vernebeln (S. 175). Dabei müssen sie den Ausgleich finden zwischen dem Trivialen, Alltäglichen, Banalen und der hohen Literatur, Wissenschaftlichkeit und künstlerischer Form, sodass sie die Sprache des gemeinen Volkes sprechen. Gedankliche Bilder, bzw. Metaphern, untermalen und beleben den sprachlichen Ausdruck, als bestes Beispiel hierfür dienen die Reden Bismarcks: „Setzen wir Deutschland sozusagen in den Sattel! Reiten wird es schon können“ (S. 181). Ein gut gewähltes Bild kann sehr einprägsam und sinnerfassend sein. Beim Gebrauch bildhafter Sprache werden leider zwei Fehler des Öfteren begangen: Die Wahl eines unpassenden Bildes und die Wiederholung. Auch der Einsatz der Hyperbel, eine Konstante im Zeitungsstil, bedarf selbstkritischer Reflexion (S. 185), da sie schnell ins Lächerliche führt, zum Beispiel bei der Steigerung von Absolutadjektiven. Auch Übertreibungen und hochtrabende Adjektive gilt es im Sinne der Sachlichkeit zu vermeiden. Andere Sprachmissbräuche werden sogar zu Lügen, wenn etwa ein „etc.“ oder ein „usw.“ verwendet wird, wo es gar kein Weiteres gibt. Floskeln wie „vielleicht“, oder „mag“ deuten die Unsicherheit des Autors an. Zu empfehlen ist allerdings der Gebrauch von Zitaten unter gewissen Grundregeln, nämlich Richtigkeit, Kompatibilität, Natürlichkeit und Originalität. Letztere muss generell im Zeitungssprachgebrauch herrschen, Clichéphrasen und Modewörter sollen vermieden werden (S. 188). Zitate in fremder Sprache müssen übersetzt werden. Der Beginn eines Zeitungsberichts muss direkt und frappierend sein und sofort das Wichtigste sagen.

Im Abschnitt „Äußere Momente“ stellt Löbl fest, dass, im Gegensatz zu früher, der Trend immer mehr zu unauffälligen und neutralen Titeln geht, welche Wörter wie „Post“, „Presse“ oder „Journal“ enthalten. Das Publikum ist in der Lage, ein Blatt nicht aufgrund derartiger Äußerlichkeiten zu beurteilen und braucht keine ins Auge springenden Aufmacher (S. 196).

Forderungen von Kollegen, das Inseratenwesen aus der Presse zu verbannen, erachtet Löbl als unrealistisch, da Zeitungen aus dem reinen Erlös des Verschleißes nicht überlebensfähig wären (S. 212). Er gesteht jedoch ein, dass die marktwirtschaftliche Orientierung der Presse zu einer Abhängigkeit geführt und die Meinungsäußerungsfreiheit eingeschränkt hat. Jedes Blatt wird sich bemühen, sich im Konfliktfall nicht gegen die eigenen Geschäftspartner zu stellen, was womöglich Bewunderung schaffen, aber auch den finanziellen Ruin bedeuten würde (S. 219).

In der Einleitung zum zweiten Teil, der den Titel „Die Journalistik“ trägt, wird bereits bemerkt, dass Journalisten und ihr Handwerk nur selten gerecht und objektiv beurteilt werden: „Umschmeichelt von allen, die die Presse brauchen, gefürchtet von den meisten, gehaßt von vielen, verachtet von anderen, die über den Fehlern des

Preßwesens seinen reichen Segen vergessen, - so stehen Zeitungswesen und Zeitungsleute inmitten eines tollen Wirbels parteimäßiger und leidenschaftlicher Beurteilungen.“ (S. 224). Löbl selbst jedoch, sieht sich in seiner Hochachtung vor dem Journalismus und seiner Anerkennung dessen Leistung für Kultur und Gesellschaft in der Lage, nur das Nötigste zu kritisieren und die Hochachtung für die Journalistik dabei zu bewahren (S. 224f.).

Obwohl immer seltener, ist in der Tagespresse eine ausgewogene Mischung von Berufsjournalisten und gelegentlichen Schreibern, die eigentliche aus anderen Berufsgruppen stammen, vorteilhaft, da eine geschlossene Redaktion „leicht die lebendige Berührung mit dem Volksbewußtsein und der wahren öffentlichen Meinung [verliert]“ (S. 228). Sie läuft damit Gefahr, eine falsche Vielseitigkeit zu generieren. Ein Journalist muss zwar universell sein, aber nicht leichtfertig und dilettantisch. Gerade bei kleineren Blättern kommt es leider oft vor, dass Fachgebiete besprochen werden, ohne eigentlicher Kenntnis des Feldes oder Hintergrundwissens. Freilich braucht es Berufsjournalisten, allein schon aufgrund der steigenden Anzahl redaktioneller Aufgaben, doch sollte der Großteil des Tagesjournalismus von Männern stammen, „die außerhalb des beruflichen journalistischen Kreises stehen“ (S. 229). In Österreich (und Deutschland) wird die journalistische Betätigung von Zugehörigen gewisser angesehenen Berufsgruppen (Ärzte, Universitätslehrer, Verwaltungsbeamte) als unpassend und unwissenschaftlich erachtet. Die „geistige Elite“ hat kein Recht auf Beschwerden über die Presse, wenn sie die Mitwirkung ihrer eigenen Männer verpönt. Es ist jedoch eine traurige Tatsache, dass der Journalist in unserem Kulturgebiet schlechtes Ansehen hat und sozial minder gewertet wird. Ursachen dafür gibt es viele: Hauptsächlich ist es die Abneigung gegen die Macht, vor allem von jenen, die selbst in Machtpositionen sind und sich durch die journalistische Feder bedroht fühlen. Eine Herabwürdigung des Berufes verdankt er außerdem der Vorherrschaft des Reportage, dieser niederträchtigen Gattung. Sie ist wertlos, eine Verschwendung von Zeit, Mühe und Arbeit und von niedrigem Intellekt. Ein nächster Grund ist die Vergänglichkeit journalistischer Produktion. Das Ergebnis des gesamten Arbeitsprozesses ist flüchtig und gerät schnell in Vergessenheit. Als vierten und letzten Faktor, der die negative Auffassung der Journalistik nährt, nennt Löbl die Offenheit ihres Standes. Jeder mag sich Journalist nennen, sowohl der gewissenhaft, professionelle Publizist, als auch der unseriöse „Zeitungsproletarier“ (S. 236). Zeitungsleute sollten sich bemühen, derartige Personen aus ihrem Berufsfeld herauszuhalten. Die Uneinsehbarkeit in die Arbeit verwehrt dem Publikum das Verständnis für die damit einhergehenden Mühen und Verdienste, darum sollte sich der Leser hüten, Pauschale Urteile zu fällen. In diesem Zusammenhang fordert Löbl staatliche Unterstützung durch die Schaffung einer öffentlich-rechtlichen Organisation, um den inneren Gebrechen im Pressewesen und der schlechten Reputation entgegenzuwirken (S. 241). Das niedrige Einkommen und die Unsicherheit um den

Arbeitsplatz tragen ebenso zur unglücklichen Situation des Journalisten bei, die durch eine strukturierte Organisation verbessert würde.

Ein Problem in der österreichischen Presse ist darüber hinaus die Anonymität der Urheber von Zeitungstexten, sofern sie nicht schöngeistig, fachlich oder von größerem Umfang sind (S. 246). Die Zeitung versucht dadurch, vor dem Leser als Einheit aufzutreten, nicht als willkürliche Ansammlung von Individualmeinungen, und somit ihre Position zu kräftigen. Unter dem Motto ‚Das Blatt spricht zum Publikum, nicht das Individuum‘, wird der Autor anonym. Zudem möchte man Verfasser vor politischer Verfolgung bewahren. Beide Gründe erkennt Löbl nicht an. Der Leser ist sich durchaus der individuellen Zusammensetzung einer Redaktion bewusst und denkt nicht von der Zeitung als Persönlichkeit. Politische Meinung, die der Auffassung eines Einzelnen entspricht, ist für Löbl sogar das wünschenswerte Ergebnis für den Leser: „Was der gebildete Leser in der Presse vor allem suchen soll, ist die individuelle Anschauung und der persönliche Kommentar eines freien, gewissenhaften, unterrichteten Publizisten zu den öffentlichen Ereignissen und Zuständen.“ (S. 249) Dies gilt über das politische Ressort hinaus für Lokales, Soziales, Wirtschaftliches und Künstlerisches. Anonymität zum Schutz vor Strafverfolgung ist ein zweischneidiges Schwert, letzten Endes aber abzulehnen. Im Sinne der einzelnen Journalisten selbst sei es auch, ihre Werke zu signieren um somit Bekanntheit in weiten Kreisen zu erlangen. Außerdem ist es förderlich für die journalistische Qualität, da sich ein anonymen Autor naturgemäß weniger Mühe gibt (S. 255).

Die Forderung nach einer gewissen Grundausbildung für die Ausübung journalistischer Praxis ist von vielen Seiten (Volk und Staat) hörbar, um diesen doch sehr einflussreichen, wichtigen Beruf von geeigneten Personen ausgeübt zu wissen. Die Umsetzung dieses Wunsches ist allerdings nicht einfach. Die Journalistik zählt zu den literarischen und künstlerischen Berufen, die frei und geistig sind und deren Befähigung nicht mit Zeugnissen und Prüfungen zu ermessen ist. Auch eine politische Schulung wäre unlogisch, da es für Staatsmänner selbst keine Voraussetzungen eine Ausbildung betreffend gibt. Die Absolvierung eines gewissen Unterrichts hat über die Berufsausübung von Journalisten keine Aussagekraft. Keine verpflichtende Ausbildung vorauszusetzen heißt jedoch nicht, dass journalistische Fachbildung nicht wünschenswert wäre (S. 258)! Ein derartiger Vorschlag wurde bereits im Parlament eingebracht. Die Ausrichtung eines Fachunterrichts kann inhaltlich zwei Richtungen einschlagen, und sich entweder der Organisation und Methoden praktischer Pressearbeit widmen oder aber eine Schulung auf allgemeinen Wissensgebieten sein. Beide Varianten existieren bereits im Ausland, wobei Löbl die erste bevorzugt, da für die Weiterbildung auf anderen Fachgebieten genügend Hochschulstudien vorhanden sind. Negativbeispiele von privaten Einrichtungen bezeugen, dass für den journalistischen Fachunterricht nur eine öffentliche Schule in Frage kommt. In der Schweiz und in Frankreich gibt es vorbildhafte Modelle, wäh-

rend private Schulen einen schlechten Ruf besitzen. Trotzdem gibt es noch viele Kritiker, auch in Fachkreisen, die sich gegen Journalistenschulen aussprechen. Sie meinen, dass es etwas Angeborenes brauche, um ein guter Journalist zu sein, dass es einer Begabung bedarf, wie in allen Kunstsparten. Nichtsdestoweniger, so findet Löbl, wäre es wertvoll, erprobte Techniken, Regeln und Praktiken an Jüngere weiterzuvermitteln. Gewiss würden dadurch auch viele nicht-Berufene zum Journalismus verleitet werden, dennoch ist Löbl überzeugt, dass „die Organisation eines journalistischen Fachunterrichtes, der sich innerhalb angemessener Grenzen bewegt und durch berufene Kräfte erteilt wird, nur gutes zu wirken imstande wäre.“ (S. 265). Er hätte praktischen und ideellen Wert, würde Prestige und Geschichte des Berufes lehren und sein Ansehen heben.

Ohne Zweifel trug und trägt die Presse maßgeblich zum kulturellen Fortschritt bei. Das neuzeitliche Massenwesen fußt auf zwei Einrichtungen, nämlich dem konstitutionellen Repräsentativsystem mit seinem Wahlrecht und der Presse, die den Massenintellekt generiert und vermittelt. Der Vorwurf, dem Leserpublikum seine Denkfähigkeit und Selbstständigkeit zu nehmen, wird vor allem vor dem Hintergrund einer oft ungründlichen und einseitigen, weil an Raschheit gebundenen Berichterstattung, umso kritischer. Löbl zitiert Franz von Holtzendorff wenn er sagt, dass die Pressefreiheit eigentlich die Gefahr des autonomen Lesers bedeutet, der sich in seiner Beeinflussbarkeit unbewusst einer Knechtschaft verschreibt. Er muss kritisch zu lesen verstehen, fremde Meinungen als solche anerkennen und prüfen, anstatt sich im Sinne einer Volksbildung schulisch unterrichten zu lassen. Anders hingegen verhält es sich mit dem nicht subjektiven und meinungsorientierten Teil, der sich der Tatsachenvermittlung widmet. Neuigkeiten, Ereignisse, Erfindungen und Ideen wären ohne der Tagespresse für das Volksbewusstsein nicht vorhanden (S. 277). „Öffentlich ist heute nur, was den Weg in die Presse findet. *Nur die Publizistik verleiht Publizität.*“ (S. 278) Neu beschlossene Gesetze würden etwa ohne die Presse nicht mehr ihren Weg in die Öffentlichkeit finden, genauso würden wissenschaftliche Erfindungen in Vergessenheit geraten. Verwirrend ist jedoch die Fülle an Nachrichten, die dem Publikum tagtäglich zur Verfügung steht, worunter die Gedächtnisstärke leidet. Zwar herrscht heutzutage freilich ein Übermaß an Informationen aus aller Welt und auch Interesse an diesen, doch ist es die Aufgabe der Zeitung, jene relevanten zu selektieren und auf das Notwendigste gekürzt zu vermitteln. „Reiche Zeitungen veranstalten oft prachtvoll dotierte Preisausschreibungen für Novellen, Skizzen und Humoresken. Wie wäre es, wenn man einmal eine Preiskonkurrenz veranstaltete in welcher derjenige Sieger bliebe, der etwa über eine vielstündige parlamentarische Sitzung am geschmackvollsten und erschöpfendsten in einem Artikel von 100 Zeilen zu reflektieren weiß?“ (S. 283).

Dass die Zeitung das Buch stark zurück gedrängt hat, ist eine Tatsache, die seit über zweihundert Jahren bemerkt und oftmals kritisiert wird. Dabei liegt es auf der

Hand, dass der durchschnittliche, arbeitende Leser in seiner knapp bemessenen Zeit eher zur Tagespresse greift, oder zu periodischen Zeitschriften, wenn es etwa um Wissenschaften wie Chemie oder Technik geht, als zu einem dicken oder mehrbändigen Werk (S. 285f.). Dass die Zeitung dem Buch Leser abspenstig macht, trifft jedoch nur auf die gebildete Volksklasse zu, da die breite Masse ohne der Zeitung gar nicht lesen würde (S. 287). Ein weiterer Vorwurf des Buches gegen die Zeitung handelt von der Vergeudung publizistischer Talente. Doch auch dieses Urteil ist zu leicht gefällt, da die Presse vielen Schriftstellern erst den Weg in die Publizität ermöglicht und die Anzahl der brotlosen Literaten dadurch sinkt. Darüber hinaus gibt es zahllose Autoren, die trotz journalistischer Tätigkeit erfolgreich auch eigenständige Werke veröffentlichen. Gesamt gesehen, ist es unmöglich, Nutzen und Schaden der Presse für das geistige Leben aneinander zu bemessen. Löbl unterstreicht in seiner persönlichen Meinung dennoch den „Aktivsaldo zu Gunsten der Presse“, denn der Fakt, dass erst sie „eine freie und allgemein zugängliche Arena für den Kampf der Meinungen geschaffen hat“, steht über allen Nachteilen (S. 292). Die Zeitung ist Produkt des Wunsches menschlicher Kultur.

Im Kapitel „Die Presse und die öffentliche Meinung“ hält Löbl zunächst fest, dass der Publizist, im Gegensatz zum Wissenschaftler, nicht sucht, sondern feststellt und damit auf den Willen seines Publikums einwirken möchte. Die publizistische Tätigkeit ist darin der Politik ähnlich, als dass sie die Schlussfolgerung ihrer Arbeit von Anfang an kennt und den richtigen Weg finden muss, um dieses angestrebte Ziel zu erwirken (S. 294f.). In diesem Sinne ist die Presse laut Ranke und Menger parteiisch und kommuniziert eine „einseitige Wahrheit“ (S. 298). Löbl kontert, indem er meint, dass es in Politik und Publizistik beinahe ausnahmslos kontroverse Angelegenheiten gibt, die Einseitigkeit damit bereits dem Gegenstand anhaftet und unumgänglich ist. Die Presse ist der Aktualität verschrieben und sucht nicht, wie eine Geschichtsschreibung, die objektive Wahrheit abzubilden, sie will auf das Publikum wirken, eine Richtung ansteuern um ihre Interessen durchzusetzen. Für die Geschichtsschreibung macht sie das damit nicht zur Informations- sondern zur Erkenntnisquelle und aktivem Faktor. Das Mittel, mit dem die Presse ihr Ziel, die Einwirkung auf den Willen, verfolgt, ist die Wiederholung (S. 301). Dazu zählt auch die „Umwandlung einer These in ein Axiom“ (S. 301). Die „Raschheit des Urteils“ verstärkt den Effekt der Wiederholung. Der durchschnittliche Leser wäre, so Löbl, lange nicht in der Lage, aufgrund objektiver Tatsachenberichte mit der Fülle und Komplexität an Ereignissen und Nachrichten, Stellung zu beziehen. Weiteres Mittel ist die Kaptiveierung, eine kleine Schmeichelei, Anerkennung oder Würdigung des Lesers, ihn für seine Ansichten loben und darin bestärken. Das vierte und letzte Mittel ist der Einsatz des Schlagwortes, das durch Unklarheit und Unbestimmtheit definiert, eine unglaubliche Kraft besitzt (z.B. Freiheit, Demokratie). Die Macht und der Einfluss der Presse wird oft derartig hoch bemessen, dass sie mit öffentlicher Meinung gleich-

gesetzt wird. Doch haben sich auch ganz ohne oder gar gegen das Wort der Presse bereits starke Parteien formiert und reüssiert. Von *DER* öffentlichen Meinung kann überhaupt aufgrund der Komplexität im Parteienwesen kaum mehr die Rede sein, zumeist gibt es mehrere öffentliche Meinungen. Beispiele aus der Geschichte zeigen, dass die Presse maßgeblich an bedeutsamen Ereignissen beteiligt war bzw. zu jenen geführt hat. Dennoch funktioniert sie nur bedingt als Erschaffer der öffentlichen Meinung. Jede Bewegung hat ihren Ursprung im Volk, die Presse greift diese „nur“ auf, verstärkt sie und verleiht ihr Öffentlichkeit, „sie wirkt als Multiplikator“ (S. 307). Die öffentliche Meinung bedarf also zweier Faktoren für ihr Entstehen: einer ursprünglichen Idee und einem Verstärkungsmultiplikator. Als jener kann, muss aber nicht, die Presse dienen. Auch das Parlament, Versammlungen, Mundpropaganda oder das Buch können verstärkend wirken, so wichtig und erfolgreich wie die Presse sind jene allerdings nicht (S. 309). Demnach sei die enorme Bedeutung der Presse für die Politik hervorgehoben. Bei der Beziehung zwischen Journalismus und Politik unterscheidet Löbl drei Grundtypen der Zeitung: Das individualistische Blatt ist unabhängig und gibt die „rein subjektive Wahrheit“ wieder (S. 310). Die Zeitung als Sprachrohr von außenstehenden Faktoren vertritt die Interessen von wirtschaftlichen Gruppen, Regierungen oder Parteien. Der dritte Typus ist die Zeitung als Unterhemen in ökonomischem Sinn. Einst war dies das Parteiblatt, inzwischen herrscht das Salon- und Boulevardblatt vor, das stark an der jeweiligen Meinung des Lesers orientiert ist.

Für die Entwicklung, die die Presse bis heute genommen hat, und die Löbl sehr missfällt, macht er zum großen Teil das Publikum verantwortlich (S. 314). Es fördert die Expansion indem es zu hohe Ansprüche stellt. Es sei daher dazu angehalten, sich mit bescheideneren Blättern abzufinden um eine größere Vielfalt in der Presselandschaft zu erhalten anstatt diese von wenigen, großen kapitalistischen Unternehmen mit hohen Bezugspreisen dominiert zu sehen. Viele Zeitungen am Markt und auch der Konsum des Lesers von mehreren Zeitungen geringen Umfangs stellt für Löbl einen wünschenswerten Zustand dar. „Aus Wirkung und Gegenwirkung solcher streng individualistischer Zeitungen entstünde eine geläuterte öffentliche Meinung“. (S. 316).

Unter Berücksichtigung der bisherigen Entwicklung der Presse wagt Löbl zum Abschluss einen Ausblick in deren mögliche Zukunft, für die er mit dem fortschreitenden Aufschwung rechnet. Begründet sieht er diese Annahme in den Faktoren, die zum derzeitigen Aufblühen des Journalismus geführt haben. Drei Faktoren waren dabei ausschlaggebend: Der steigende Bildungsstand beim Volk, der politische Konstitutionalismus (der die Teilhabe der Bürger voraussetzt, wobei die Presse dienlich ist), sowie das Wachstum der Städte. Nun kann davon ausgegangen werden, dass das Bildungsniveau im Volk weiter steigt, während der Analphabetismus zurück geht. Ebenso wird, unabhängig vom Fortbestehen des Parlaments in seiner

jetzigen Form, der Wunsch des Volkes nach politischer Mitbestimmung, Information und Aufklärung weiterhin bestehen oder wachsen. Das Wachstum europäischer Städte, die Ausgangspunkt, Nährboden, Quelle und Hauptkonsumenten des landesweiten Journalismus sind, war in den letzten 20 Jahren enorm, sodass das weitere Fortschreiten der Presse gewährleistet ist und sogar eine Tendenz zur Dezentralisation vorausgesagt werden kann. Es liegt in der Natur des Pressewesens dezentral organisiert zu sein, bedenkt man lokale Ereignisse, kulturelle Veranstaltungen oder auch regionalpolitische Angelegenheiten.

Dass sich die vorausgesagten Entwicklungen auch wirklich so ereignen werden, möchte Löbl allerdings nicht versprechen. Zuletzt bemerkt er, dass es nie seine Absicht war, konkrete Tagesfragen zu besprechen und Urteile über bestimmte Blätter zu fällen, sondern „vorwiegend nur das technische und methodische Element der Zeitung in ihrer typischen Erscheinung“ zu erörtern (S. 325f.). Vielen mag diese Seite des Pressewesens als „minder wichtig“ erscheinen (S. 325).

### **Analytische Zusammenfassung und Tendenz**

In all seinen Forderungen und Ansprüchen an den Journalismus tendiert Löbl eindeutig zu einer Modernisierung des Zeitungswesens. Er stellt neue Arbeitsmethoden vor und zeigt deren Vorzüge auf. Er sagt außerdem, dass die Presse nur referierend sein soll und keinerlei Subjektivität in die Berichterstattung einfließen darf. Dennoch sollte sie nicht nur ein passiver Überbringer von Informationen sein, sondern diese selektiv und mit Intention an ihr Publikum weitergeben. Was die Berichterstattung über Staats- und Kriegsangelegenheiten betrifft, vertritt Löbl das Staatsinteresse, hier kommt seine monarchistische Einstellung zum Vorschein und er nimmt eine zu seinen übrigen Ansichten kontroverse Haltung ein.

Löbl ist in seinen Urteilen, Bestandsaufnahmen und Ansprüchen ambivalent. Es gibt kaum Punkte, die er nennt und denen er jedoch nicht auch die Kehrseite gegenüberstellt oder anerkennt. So kritisiert er zunächst sehr scharf jegliche Form von Subjektivismus, da die Tatsachenvermittlung oberste Aufgabe des Journalismus ist, später spricht er jedoch von zu wenig Subjektivismus in gewissen Bereichen. Es muss hier demnach sehr exakt auf die Wortwahl, die Bezüge und Beispiele Löbls geachtet werden, da er oft spezifische Fälle nennt, sich einer für ihn allgemeingültigen Aussage dabei aber enthält. Er gesteht dem Publikum sehr viel Eigenverantwortung, Kritikvermögen und Kompetenz zu. Die Anforderungen, die er an die Presse stellt, sind heute Qualitätsnormen im Journalismus.

Viel Aufmerksamkeit schenkt der Autor der Relation zur Literatur, er begreift Journalismus auch als eine Form davon, was aufgrund der Bedeutung des Feuilletons und der Gestaltung der Blätter im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert nicht ungewöhnlich ist. Trotzdem bemüht er sich, immer wieder eine Grenze zu ziehen und

zwischen dem „Schöngestigen“ in der Zeitung und der reinen Tatsachenvermittlung zu unterscheiden, was für seine (für damalige Verhältnisse) fortschrittliche Denkweise spricht.

In einigen Aussagen widerspricht sich Löbl selbst, beziehungsweise wählt eine etwas missverständliche Ausdrucksweise, sodass manche seiner Behauptungen miteinander in Konflikt zu stehen scheinen. So spricht er zu Beginn hauptsächlich von Tatsachenvermittlung und Fakten und Objektivität als höchste Maxime, sagt aber im Kapitel „Presse und öffentliche Meinung“, dass es die objektive Presse gar nicht gibt, dass sie immer von ihren Ansichten überzeugen will und nennt die Mittel, mit denen sie dieses Ziel zu erreichen versucht. Auch was die aktuelle Situation betrifft, hinsichtlich Beliebtheit und Resonanz, aber auch ökonomischer Stärke, macht Löbl konträre Feststellungen: Die Presse sei einerseits schwach und zu teuer, er nennt es eine „unglückliche Lage“, andererseits erlebt sie eine Blütezeit. Er sagt weiters, dass es nur noch wenige, große Zeitungen und Boulevardblätter gibt, wofür das Publikum Schuld trägt, danach meint er, es werde eine weitere Dezentralisierung geben.

Im Allgemeinen lobt Löbl die Leistungen und den Verdienst der Presse, befindet aber äußere Umstände als unglücklich und macht diese verantwortlich für eventuelle Missstände. Am nachdrücklichsten kritisiert er das Fehlen einer öffentlich-rechtlichen Organisation, die Abwesenheit für journalistische Ausbildung und die Neigung des Publikums zu Boulevardblättern. Auffällig ist, dass sich der Autor in keiner Weise über politische Rahmenbedingungen oder das Zensurwesen äußert.

## Karl Kraus: *Die Journaille*, 1902

Der Artikel mit dem Titel *Die Journaille*, verfasst von Karl Kraus, erscheint am 8. April 1902 in der Zeitschrift *Die Fackel*, die Kraus von 1899 bis zu seinem Tod 1936 herausgibt und deren Beiträge er beinahe gänzlich alleine verfasst. Die Satirezeitschrift stellt sich gegen die damals vorherrschende Auffassung einer Blütezeit des Journalismus und kritisiert mit scharfer Zunge die Missstände im österreichischen Zeitungswesen. Kraus geht dabei bewusst nicht sanft mit seinen Gegnern um, schreckt weder vor Beleidigungen, noch vor Beschimpfungen oder schweren Vorwürfen zurück (vgl. Ganahl, 2006: S. 13). Er bezichtigt Journalisten der Korruption, wirft Zeitungen Unsachlichkeit und Politiklosigkeit vor und kontert allen Aussagen, die zu Gunsten des zeitgenössischen Journalismus fallen. *Die Journaille* ist nur einer von unzähligen Texten, in denen sich Kraus lautstark über das Pressewesen und dessen Mitarbeiter echauffiert, von denen ein Großteil in der *Fackel* erscheint. Mit deren Herausgabe hat es sich der Kritiker zum Ziel gemacht, auf die Verwahrlosung der deutschen Sprache durch Literaten und Journalisten aufmerksam zu machen. Dabei gilt sein Angriff gar nicht (nur) direkt den Zeitungen und Zeitungsmachern, sondern der gesamten Kultur der Epoche um 1900, welche von jenen gefördert, bzw. verdorben wird (vgl. ebd. S. 15). In einem späteren Artikel der *Fackel* aus 1914 bezeichnet er das Wien seiner Zeit als die „Versuchsstation des Weltuntergangs“ (Kraus, 1989: S. 420). Als größtes Übel fungiert für Kraus die *Neue Freie Presse*, die hingegen in der allgemeinen Auffassung, etwa auch bei Zeitgenossen wie Hermann Bahr oder Stefan Zweig, als das höchste Organ der Monarchie gilt (vgl. Ganahl, 2006: S. 12f.) und die einflussreichste Zeitung Österreichs ist, die auch von jenen gelesen wird, die sich nicht zu 100 Prozent mit dem politischen Kurs identifizieren (vgl. Paupié, 1960: S. 144ff.). Der Unmut des Kritikers richtet sich gegen deren modernistisches Ideal, das sich etwa in der Verfechtung eines ökonomischen Liberalismus äußert. Bahr und dessen Jung-Wien-Gruppe sind eher postmodernistisch gesinnt, sie verstehen das Schreiben als „ultima ratio der Unverantwortlichkeit“ (vgl. Kraus, 1989: S. 453), während sich Kraus selbst in der kritischen Modernität verorten lässt (vgl. Ganahl, 2006: S. 19). Als Vertreter dieser These bemerkt Kraus-Forscher Simon Ganahl dazu: „Jede Ausgabe der *Fackel*, jeder die Presse verfluchende Essay stellt sich als Kritik an einer dialektischen Aufklärung dar [...] Indem Kraus für eine Restauration der Aufklärung im Sinne Kants plädiert, erweist er sich als ein Verfechter kritischer Modernität.“ (ebd. S. 18f.).

Nur eine Zeitung gibt es, der Kraus sein Lob ausspricht, nämlich der *Arbeiterzeitung*. Doch auch diese Phase der Anerkennung ist nur von kurzer Dauer. Wie die konservative *Neue Freie Presse*, wird auch die sozialdemokratische *Arbeiterzeitung* in der *Fackel* an den Pranger der Kritik und Anklage gestellt. Obwohl Kraus ihr während des 1. Weltkriegs „moralische Kraft“ einräumt, bewahrt er seine kritische Dis-

tanz, wohl auch um seine proklamierte politische Unabhängigkeit bzw. jene der *Fackel* zu bewahren. Eine ungleiche Behandlung, bzw. eine vergleichsweise sanfte Kritik an der *Arbeiterzeitung* ist dennoch bemerkbar. (vgl. ebd. S. 23)

Kraus' antikapitalistischer Feldzug unterscheidet sich massiv von jenem der Sozialdemokraten, als dessen Organ die *Arbeiterzeitung* spricht. Der Kraus'sche Sozialismus lässt sich nur schwer einordnen (vgl. Pfabigan, 1976: S. 54) und folgt eher dem marxistischen Vorbild Ferdinand Lassalles, so gerät auch der Abdruck von Sozialreportagen in den ersten Nummern der *Fackel* nach dessen Kampf für soziale Gerechtigkeit. (vgl. Ganahl, 2006: S. 22ff.)

*Die Journaille* ist der erste Artikel der 99. Nummer der *Fackel*, in ihrem 3. Erscheinungsjahr. Die erste Ausgabe erscheint in drei Auflagen à 10.000 Stück, über genauere Reichweiten oder Verkaufszahlen ist wenig bekannt. Die 99. Nummer erscheint in einer Auflage. (vgl. Dambacher/Pfäfflin, 1999: S. 12, S. 30)

## Person und Hintergrund

Kraus Herkunft und sein persönlicher Hintergrund geben viel Anlass zur Spekulation bezüglich des Ursprungs seiner (ab-)wertenden Urteile. Schon seine Zeitgenossen wie etwa Schnitzler und von Hofmannsthal kommentieren in analysierender Weise Kraus' Argwohn, Lessing spricht später von einem Exempel jüdischen Selbsthasses (vgl. Ganahl, 2006: S. 14). Des Öfteren gibt Kraus' Judenfeindlichkeit Anlass zu dieser Theorie.

Karl Kraus wird 1874 als Sohn eines böhmisch-jüdischen Fabrikanten geboren, die Familie übersiedelt 1877 nach Wien. Nach der Matura inskribiert er zunächst Jus ehe er zu Philosophie und Germanistik wechselt, beendet aber keines der Studien. Er schreibt Theater- und Literaturkritiken und verbringt viel Zeit im Café Griensteidl, wo es zum Zerwürfnis mit der Jung Wien-Gruppe kommt, mit der er in seinem Artikel *Die demolirte Litteratur* abrechnet, der 1896/97 zu seinem ersten großen Publikums-erfolg wird und ihm nationale Bekanntheit bringt. Ein Angebot der *Neuen Freien Presse* lehnt er ab. Nach Vorbild Maximilian Hardens Berliner Zeitschrift *Zukunft* gründet Kraus seine eigene Zeitschrift *Die Fackel*, für die er als Eigentümer und Herausgeber fungiert um seine Unabhängigkeit zu bewahren. (vgl. Gollner/Zeyringer, 2012: S. 374f.) Seine Kritiksucht und die verächtlichen Urteile bringen Kraus lebenslange Feindschaften ein, die jedoch oft nur auf seiner Seite bestehen. So trägt er viele Kämpfe ohne richtige bzw. uninteressierte Gegner aus, in Tiraden gegen Zeitgenossen oder bereits Verstorbene, wie etwa Heinrich Heine, den er in „Heine und die Folgen“ (1910) für die „Einschleppung“ dieser „Franzosenkrankheit“, wie er den Feuilletonismus nennt, nach Wien verantwortlich macht (vgl. Lorenz, 2010). Es fällt Kraus nicht schwer, für alle seiner Meinung nach bestehenden Missstände in der Gesellschaft und der Kultur der Wiener Moderne und deren Existenz

selbst, Schuldige zu finden. Er ist der Meinung, anhand der Darstellungen der Presse die Geisteshaltung seiner Epoche erkennen zu können (vgl. Pötschke, 2010: S. 421). Diese ist das Hauptangriffsziel seiner Beleidigungen und Anschuldigungen. Doch nicht alle Opfer seiner Satiren ziehen es vor zu schweigen, so bescheren ihm seine Texte zahlreiche Anzeigen und sogar (physische) Angriffe (vgl. Gollner/Zeyringer, 2012: S. 375).

Im gleichen Jahr der *Fackel*-Gründung tritt Kraus aus der jüdischen Glaubensgemeinschaft aus. Später lässt er sich katholisch taufen, mit Adolf Loos als Taufpate, tritt aber auch von dieser Religion wieder zurück. Loos zählt zu den wenigen von Kraus hochgeschätzten Menschen.

Moriz Benedikt, Chefredakteur der *Neuen Freien Presse* und ein Anhänger Heines im Kraus'schen Sinn, ist aus vielen Gründen beliebte Zielscheibe der *Fackel* und anderer Publikationen von Kraus. Direkt oder indirekt richten sich viele Tiraden des Kritikers gegen das liberale Blatt im Grunde gegen ihn und seine jüdische Abstammung. Der Zeitung, die, wie Kraus oft betont, sein Hauptangriffsobjekt ist, unterstellt er Korruption, miserablen Journalismus, Kommerzialisierung, Bestechlichkeit und allerlei weitere Sauereien. (vgl. Ganahl, 2006: S. 21f.)

Zur Anfeindung mit Hermann Bahr kommt es bereits 1893, schon Jahre vor der Gründung der *Fackel*. Der junge Kraus ruft in einer Publikation „Zur Überwindung des Hermann Bahr“ auf - so auch der Titel des Beitrags in der Zeitschrift *Die Gesellschaft* - nachdem dieser eine „Überwindung des Naturalismus“ proklamiert hatte. Bahr als Wortführer der Literatengruppe Jung-Wiens wird in Folge zu einer viel-diskutierten Figur für Kraus und *Die Fackel*. Unverständlich ist für den Satiriker die bedingungslose Abwendung Bahrs vom Naturalismus, hin zu einer „nervösen Romantik“, der Aufgabe des ‚Ich‘ zugunsten der Beliebigkeit und der Illusion. Bahr ist Kraus mehr als nur unlieb, er stellt seiner Meinung nach regelrecht eine Gefahr für die zeitgenössische Literatur und die Gesellschaft dar. Als Schriftsteller und Journalist zugleich, fördert er eine Kommerzialisierung der Literatur. Dieser schlechte Einfluss ist laut Kraus umso verheerender, als Bahr in seiner Funktion als ‚Kopf‘ Jung-Wiens als Gallionsfigur im Modernen Wien gilt. Die Kritik verkommt zur Reklame und die Literatur gerät in wirtschaftliche Abhängigkeiten. (vgl. ebd. S. 29ff.) Kraus verachtet den hedonistischen Postmodernisten Bahr und dessen Kreis, die sich aus der Gegenwart in ein posiertes, affektiertes Leben fliehen und sich jeglicher Verpflichtung entzieht, ständig neuen Tendenzen folgen, um sie anschließend wieder verwerfen, bzw. „überwinden“ zu können (vgl. ebd. S. 28, 30f.). Ähnlich geht es ihm mit den Zionisten, die versuchen, der Realität entkommen zu können, indem sie nach Palästina fliehen. Dazu vermerkt Ganahl: „Flucht scheint dem jungen Publizisten aber keine Lösung zu sein; Identität lässt sich in seinen Augen nur stiften, wenn der Zeit die Stirn geboten wird [...]“ (ebd. S. 28). Die Kollektividentität, die Theodor Herzl dem jüdischen Volk attribuiert, gibt es für Kraus nicht, und die Stereotypen, in

die sich die Zionisten mit ihren Forderung selbst zwängen, schüren lediglich die Vorurteile ihrer Feinde. Beide Seiten sind Kraus zuwider, die Juden wie die Antisemiten. Der gesamten jüdischen Glaubensgemeinschaft und auch nicht-praktizierenden Juden ist er zwar - trotz seiner eigenen Abstammung - feindlich gesinnt, plädiert allerdings für deren Assimilation. (vgl. ebd. S. 44f.)

Weitere Widersacher oder selbst erwählte Feinde sind Anton Kuh, Theodor Herzl, Felix Salten, Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal und Richard Beer-Hofmann (vgl. Zeyringer/Gollner, 2012: S. 381 und Steinhäusl, 2012: S. 86). Zu seinem Freundeskreis zählen Peter Altenberg, Adolf Loos, Frank Wedekind, Ludwig von Ficker und Carl Nadherny (vgl. Kohn, 1966: S. 45).

Aufgrund seiner häufigen und abrupten Gesinnungswechsel und ideellen Wandlungen kommt es oft vor, dass es nach einer anfänglichen Freundschaft oder Achtung zu Zerwürfnis und Feindschaft kommt. So war Kraus in der von ihm verhassten Jung-Wien-Gruppe zu Anfang selbst Mitglied. Auch seine politische Einstellung bzw. der Grad seiner Radikalität ändert sich im Laufe seines Lebens oft. Vor dem ersten Weltkrieg durchläuft er eine verhältnismäßig konservative Phase, und obwohl er ein Gegner des Kriegs an sich ist, tätigt er währenddessen noch einige positive Äußerungen über das Militär und die Kriegstreibenden (vgl. Timms, 1989: S. 93ff.). Die lange und für Kraus ungewöhnliche Zurückhaltung nach der Machtergreifung Hitlers, vermutlich eine selbstschützende Maßnahme, verwundert viele seiner Anhänger, schließlich rechnet er aber 1933 in „Die dritte Walpurgisnacht“ mit dem nationalsozialistischen Deutschland ab. Seine Sympathien für Dollfuß, in welchem er den einzigen Gegner der Nationalsozialisten sieht, werfen ihm viele als Verrat vor, ebenso wie seine Anschuldigungen gegen die Sozialdemokraten, deren Aufkommen geduldet zu haben (vgl. Kohn, 1966: S. 45). Trotz all den politischen Positionen, die Kraus wechselnd bezogen hat, war er im Grunde doch immer sich selbst und seinem persönlichen Ideal treu geblieben. So schreibt Kohn: „Sich selbst und seinem Ideal vom freien, ein menschenwürdiges Dasein führendem Individuum, das, selbst glücklich, zum allgemeinen Glück und Wohl beitragen soll, kann und in freier Selbstbeschränkung auch will.“ (ebd.) Zuletzt vertritt er ein humanistisches Ideal und befindet den Krieg als Verbrechen an der Menschlichkeit (vgl. Pötschke, 2010: S. 421).

Den Anschluss erlebt Kraus nicht mehr, er stirbt 1936 in Wien. Trotz finanziellem Erfolg seiner Publikationen ist er zu Ende seines Lebens nicht wohlhabend. Er wurde von seinen Zeitgenossen gehasst wie verehrt.

### **Kraus' Kritik in *Die Journalle***

„Darf eine Zeitung beschimpft werden?“ Mit dieser direkten Frage eröffnet Karl Kraus seinen Artikel und kommt über unwegsame Argumentation zu dem Punkt,

dass ein jeder das Recht haben sollte, die Zeitung beschimpfen zu dürfen und es nur allzu unklug wäre, „der Volksempörung die Ventile zu stopfen“, und sich damit der Zeitungsmacht unterzuordnen (S. 1). Konkret bezieht er sich auf ein junges Ereignis, das er freudig begrüßt, nämlich das Urteil des Obersten Gerichtshof zugunsten des Publikums und dessen Recht, „sich gegen eine schamlose Presse zu empören“ (S. 2). Kraus gibt dem Obersten Gerichtshof recht und befindet keineswegs, dass dieser mit seinem Urteil die Presse als unehrenhaft deklariert. Obwohl er nicht an dessen Verachtung für die Presse zweifelt (!), habe das Gericht diese *diesmal* nicht kundgetan, sondern *nur* zum Schutz des Publikums gehandelt. Im Weiteren erörtert Kraus das Urteil und dessen Folgen auf zunächst rationale Weise: Eine Zeitung, ob als Unternehmen oder als Blatt begriffen, ist keine moralische Person, besitzt keine Rechtssubjektivität und daher auch keine Ehre. Auch das Zeitungsblatt, die Ware, kann nicht beleidigt werden und ihr Erzeuger, Herausgeber oder Redakteur muss jeden Angriff auf sein Produkt hinnehmen.

Die Reaktionen der Zeitungen auf das Gerichtsurteil bezeichnet Kraus mit sarkastischem Ausdruck als dumm, verlogen und frech. Die Zeitungen nämlich, allen voran die *Arbeiterzeitung*, später aber auch die anderen liberalen Blätter, haben dieses Urteil sowie die Argumentation des Obersten Gerichtshofes nicht verstanden. Dabei müsse gerade die *Arbeiterzeitung* froh über jenes sein, da sie selbst stets andere Blätter beschimpft. Ebenso müsse sich die *Neue Freie Presse* freuen, dass ihr ein Klagerecht wegen Vorwürfen aberkannt wird, die eigentlich berechtigt sind, nämlich jene der „Feilheit, Pauschalienannahmen, Erpressung von Zahlungen für den Abdruck von Kaiserworten u.s.w.“. Sie operiert lieber mit einer Totschweigetaktik. (S. 5) Diese Antworten der Presse auf das richterliche Urteil bezeichnet Kraus als die „heuchlerischste und verlogenste“ Entrüstung, zu der sie sich je „ohne Bezahlung“ aufgeschwungen hat. Sogar noch frecher findet Kraus, was ein Jurist in der *Neuen Freien Presse* schreibt, nämlich dass eine Ehrenbeleidigung gleichsam gegen das Geistesprodukt eines Richters wie gegen das eines Journalisten verübt werden kann. Das Urteil eines Richter wird hier mit einer, wie Kraus sagt, „feilen Meinung schmieriger Tagelöhner des Geistes“ verglichen (S. 5). Und die lächerliche Argumentation eines *Fremdenblatt*-Juristen, dass der verantwortliche Redakteur seine „pflichtgemässe Obsorge vernachlässigt“ habe, wenn er selbst die Beleidigung nicht gelesen hat, nennt Kraus „eine der frechsten Provokationen der Öffentlichkeit, die sich die Journaille in diesen Tagen erlaubt hat.“ An dieser Stelle wird Kraus erstmals selbstbezüglich, wenn er sagt, dass „kein Blatt in Österreich - ausser der ‚Fackel‘ - für eine Ehrenbeleidigung, die es begeht, ernstlich zur Verantwortung gezogen werden kann“. (S. 6) Die *Arbeiterzeitung* hat sich in der Vergangenheit diesbezüglich dreist und schamlos verhalten, sie ist durch ein „elendes Schlupfloch“ der Strafe für „Vernachlässigung der pflichtgemässen Obsorge“ entkommen. Ironisch fügt er hinzu, dass sie in „herzzerreissender Demuth öffentliche Abbitte“ leistet. Die

Presse entzieht sich ihrer Verantwortung und sogar die Justiz besitzt der journalistischen Allmacht gegenüber leider zu wenig Durchsetzungswillen. Die Anonymität der Einzelpersonen, das „Wir“ der Zeitung, ist ihr nicht nur in Rechtssachen dienlich, sondern verleiht ihr auch ihre „suggestive Täuscherkraft“, eine geheimnisvolle Mystik, einen Zauber, der die Gehirne stärker umnebelt als jede Religion (S. 7). Absurd sind demnach alle Hinweise auf den „verantwortlichen Redakteur“.

Zurückkommend auf den Vergleich des richterlichen Urteils mit der Zeitungsaussage, ist die Presse davon überzeugt, dass ein Gerichtsurteil nicht kritisiert werden darf. Trotz dieser Meinung scheut sie sich aber nicht, das gefällte Urteil stark zu attackieren. Die *Arbeiterzeitung* bezeichnet es als falsch, grotesk, ungerecht und ein „trauriges Beispiel von dem Niedergang der intellektuellen Kraft unseres höchsten Gerichtes“(S. 8). Die *Neue Freie Presse* hat ihre Kritik geschickt und vornehm verpackt und lediglich Anspielungen ausgeschrieben. Doch die größte Frechheit stammt vom Neuen Wiener Tagblatt, das die Hofräte und deren Kompetenz direkt angreift. All diese feindseligen Aussagen haben keine Gegenreaktion beim Staatsanwalt hervorgerufen. Mag es vielleicht sein, dass die Zeitungen zu tief stehen, um den Obersten Gerichtshof beleidigen zu können? Wie auch immer dem sei, meint Kraus, ist das Urteil des Obersten Gerichtshofes mutig und beispielhaft. Die Zeitungen sind die wahren Verweser des Staates. (S. 9)

### **Analytische Zusammenfassung und Tendenz**

Kraus' Artikel bespricht ein kürzlich ausgesprochenes Gerichtsurteil, das zu Ungunsten der Presse ausgefallen ist. Dieses Ereignis stellt für den Kritiker erneut einen Anlass dar, „Hass und Verachtung gegen die parasitären Zerstörer des Geisteslebens“ auszusprechen (S. 1). Dass der Artikel unsachlich und voreingenommen ist, ist bereits hier, im zweiten Satz, klar. Der Autor bemüht sich von Anfang an nicht um Verschleierung oder Beschönigung seiner Angriffe.

Er versucht, seine Argumentation gegen die Zeitungen der Monarchie zu bestärken, indem er die hohe Instanz des Obersten Gerichtshofes als ihm gleichgesinnt heranzieht. Das Gerichtsurteil, welches besagt, dass Zeitungen, da sie juristisch gesehen keine Ehre besitzen, nicht gegen Beleidigungen oder Beschimpfungen vorgehen können, dient ihm als eine Art der Legitimation für jegliche feindselige oder vorwurfsvolle Aussagen gegen die Presse. Zudem ist die Reaktion der Zeitungen auf jenes Urteil wiederum Auslöser für neue Empörungen über jene.

Konkreter wird die Kraus'sche Kritik, als er sich auf bestimmte Beispiele und Zeitungen bezieht, nämlich die *Arbeiterzeitung* und die *Neue Freie Presse*. Die beiden Blätter übertrumpfen sich seiner Ansicht nach gegenseitig an „Dummheit, Verlogenheit und Frechheit“ (S. 4). Für Kraus agiert die Presse eigentlich nur eigennützig. Sie ist ausschließlich auf wirtschaftlichen Profit bedacht, macht sich dabei jedoch stän-

dig lächerlich. So auch dieses Mal, als sie das Gerichtsurteil schlichtweg nicht verstanden hat. Als Beispiel für offiziell zulässige Beschimpfungen nennt er höchstwahrscheinlich nicht willkürlich das *Neue Wiener Journal* ein „Drecksblatt“ (S. 2). Seine Entrüstung bringt Kraus mit superlativen Aussagen zum Ausdruck, die im nächsten Satz noch einmal gesteigert werden. So wird zwei mal „das Frechste“ im Weiteren von „noch frecher“ überboten. Kraus' eigene, affektive Sprachwahl lässt darauf schließen, dass er sehr aufgebracht oder gar wütend ist (z.B. „Dreistigkeit sondergleichen“, S. 6) - daraus geht hervor, dass seine Abneigungen emotional motiviert sind und er nicht bestrebt ist, eine sachliche Debatte zu führen. An einer Stelle spricht er vom *Extrablatt* als einem „Organ für Raubmörder und solche, die es werden wollen“ (S. 8), was schlichtweg eine Beleidigung des Blattes darstellt und keinerlei weitere Aussagekraft besitzt. Er lässt nichts Positives an der Presse, gibt keine konstruktiven Vorschläge zur Beseitigung der von ihm vorgebrachten Missstände und bemüht sich auch nicht um Verständigung. Im Fall von *Die Journaille* fällt es schwer, von kritischen Aussagen zu sprechen, bzw. solche zu beurteilen, da der gesamte Artikel eher einer Hassrede gleicht. Zwar werden einige konkrete Kritikpunkte genannt, jedoch keine fundierten Forderungen dazu ausgesprochen. Kraus' Ansatz zur Pressekritik ist problem-, und nicht lösungsorientiert, seine Ausdrücke sind emotionslastig und vorurteilsgeladen. Zudem sieht er sich selbst und sein Blatt in der Opferrolle. Zusammengefasst sind die hauptsächlichsten identifizierbaren Kritikpunkte Profitgier, Käuflichkeit, Lügen und Erpressung.

## Hermann Bahr: *Studien zur Kritik der Moderne*, 1894

Mit *Studien zur Kritik der Moderne* bringt Bahr den dritten Band heraus, in dem er sein Programm einer Moderne propagiert, das stark von französischen Vorbildern beeinflusst ist. Zuvor fordert er schon in seiner Aufsatzsammlung „Zur Kritik der Moderne“ (1890) und im Band „Die Überwindung des Naturalismus“ (1891) die Abkehr vom naturalistischen Gedankengut, hin zur Wahrheit als subjektive Empfindung (vgl. Lorenz, 2007: S. 37f.), mit dem Ziel der Öffnung von Innen nach Außen. Die subjektive Wahrheit ist eine Trias aus Wahrheit des Körpers, der Gefühle und der Gedanken und ist (unausgesprochen) „die wiedererlangte Einheit des Menschen in einer Moderne, die Krise und deren Überwindung zugleich ist.“ (Müller-Funk, 2016: S. 21). Im Essayband „Studien zur Kritik der Moderne“ bedient sich der Autor schon mehr an praktischen Beispielen als in den vorangegangenen, die Kritik rückt in den Vordergrund und der „Manifest“-Charakter, wenn man so möchte, in den Hintergrund. In der Doppeldeutigkeit der Formulierung tritt die Moderne als Subjekt und als Objekt der Kritik auf. Es ist dies mit dem von Bahr sehr bewusst gewählten Titel ein zentrales Merkmal der Epoche, zumal es eine Periode florierender Kritik im Kulturbereich ist und die Moderne auch selbst manchmal als solch einer interpretiert wird, der auch kritisierbar ist. (vgl. Dangel-Pelloquin, 2017: S. 38).

Bahr beschränkt sich in seinen Studien nicht auf eine Gattung, sondern bespricht in den gleichnamigen Kapiteln Literatur, Malerei und Theater. Jenen vorangestellt ist „Kritisches“, wo in den Unterkapiteln „Kritik“, „Die Zukunft der Litteratur“, „Die Décadence“, „Symbolisten“ und „Satanismus“ epochentypische Tendenzen aufgezeigt, besprochen und kritisiert werden. Gleich zu Beginn stellt er eine Veränderung der Kritik fest: „Sie fügt sich der neuen Mode des Geistes [...]. Lob und Tadel schob sie bei Seite. Nicht prüfen und danach beurtheilen - sie wollte jetzt bloss noch konstatieren.“ (Bahr, 1894: S. 5) Neben den Kunst- bzw. kulturellen Sparten findet die Presse zwar nicht genug Platz für ein eigenes Kapitel, dennoch lässt Bahr an diversen Stellen kurze oder längere Bemerkungen und wertende Kommentare über die Zeitung im Allgemeinen oder ganz bestimmte Blätter fallen. Nahe liegt, dass das größte Kapitel den Bereich der Literatur umfasst und auch, dass das Zeitungswesen nicht unerwähnt bleiben kann, zumal Bahr selbst Schriftsteller und Journalist ist.

### Person und Hintergrund

Als Autor, Kritiker und Intellektueller zählt Hermann Bahr zu den Hauptvertretern der Wiener Moderne. Er ist das Oberhaupt der Jung Wien-Gruppe und prägt darin das schriftstellerische Schaffen seiner Zeitgenossen maßgeblich; er definiert und verbreitet den Begriff der Moderne aktiv (vgl. Müller-Funk, 2016: S. 15f.). Seiner Rolle als Vorreiter und Anführer der österreichischen Literatur-Szene ist er sich bewusst,

vehement setzt er seine Vorstellung einer Moderne, die die Tradition hinter sich lässt durch, erweist sich als Gipfelstürmer von Etappe zu Etappe der Epoche und gibt damit deren Entwicklung vor. Er ist deren Inkarnation schlechthin, ein „Prophet der Moderne“. (vgl. Dangel-Pelloquin, 2017: S. 38). Seine Konzepte sind inspiriert von den Ländern seiner Auslandsaufenthalte, an deren geistige Strömungen er sich entweder anlehnt, oder diese entschieden ablehnt. Bahr überlässt nichts dem Zufall. Moderne ist für ihn ein europäisches, transnationales Konzept und sein Programm damit auch ein Kulturtransfer, der die europäische Moderne nach Wien bringt. Mit der Orientierung an französischen und skandinavischen Vorbildern will er das junge Österreich ganz klar vom jüngsten Deutschland abheben (vgl. Müller-Funk, 2016: S. 28). Seine Zeit in Paris bewirkt eine grundlegende Wandlung in seinen literaturtheoretischen Überlegungen. Hier liest er aus „französischer“ Perspektive die Texte Emile Zolas, Paul Bourgets und anderer mit neuem Verständnis und verwirft die Überzeugungen des Berliner Naturalismus, die er aus seiner Studienzeit in Deutschland mitgenommen hat. Die Ideen von Maurice Barrès, Joris-Karl Huysmans und Maurice Maeterlinck bringt er auf seiner Rückkehr von Frankreich mit nach Wien um sie hier zu etablieren (vgl. Lorenz, 2007: S. 39f.). Im Gegensatz zu vielen anderen Kollegen ist Bahr aufgeschlossen für zeitgenössische Tendenzen wie Marxismus und Feminismus. Seine „Revolution“ umfasst nicht nur die Literatur, sondern ganz im avantgardistischen Sinn die gesamte europäische Kultur, seine Feindschaft gegen die Vergangenheit ist typisch modernistisch. (vgl. Müller-Funk, 2016: S. 29f.)

Hermann Bahr ist Essayist, Dramatiker, Zeitungsredakteur, Kritiker und vor allem Programmator. Bereits in jungen Jahren ist er politisch und schriftstellerisch aktiv, versucht seine Ideen durchzusetzen und durchläuft in seiner persönlichen Entwicklung einige sehr dogmatische Wandlungen bezüglich seiner politischen, spirituellen und kulturtheoretischen, philosophischen Anschauungen. Ein detaillierterer Einblick in seine Biografie lässt etliche Rückschlüsse auf sein schriftstellerisches Schaffen, seine Geisteshaltung und auch seine (politische) Philosophie zu.

Bahr wird 1863 in Linz geboren und kommt erstmals zum Studium nach Wien. Hier macht er Bekanntschaft mit Georg Ritter von Schönerer und schließt sich unter diesem der deutschnationalen Bewegung an. Aufgrund einer Rede, in der er sich für die Alldeutsche Vereinigung ausspricht, wird er 1883 der Universität verwiesen und setzt sein Studium später in Berlin fort. (vgl. Farkas, 1987: S. 25f.) Durch den Kontakt zu Gelehrten, Schriftstellern und Philosophen kommt es langsam zu einem Gesinnungswandel Bahrs und er findet Gefallen am Sozialismus, besucht ökonomische Seminare und vertritt fortan die Idee der Eigenstaatlichkeit für Österreich. Zudem lassen die inneren Unstimmigkeiten bei den Alldeutschen den Studenten an der Bewegung zweifeln und er wendet sich den sich formierenden Sozialdemokraten

zu. Mit der Hilfe Viktor Adlers zieht er es sogar in Erwägung, eine politische Karriere einzuschlagen. (vgl. ebd. S. 29) Er kommt in Berührung mit dem Naturalismus, durch den Austausch mit den literarischen Jüngstdeutschen, und liest Ibsen und Zola. Mit seiner Dissertation über Karl Marx gelangt er nicht zum Studienabschluss und geht nach Wien um ein Freiwilligenjahr beim Militär zu leisten. (vgl. Ifkovits, 2007: S. 12f.) Um seine persönliche Freiheit zu bewahren, beschließt er, nicht im Staatsdienst aktiv zu werden, sondern als „Redakteur für Kunst und Literatur“ zu arbeiten, wie er 1888 in einem Brief an den Vater schreibt (vgl. Farkas, 1987: S. 30). Danach reist Bahr nach Paris, wo er in Künstlerkreisen verkehrt und sich immer mehr mit Literatur und Theater, den Naturalisten und der Strömung der Moderne auseinandersetzt, verstärkend hierfür ist auch der Umstand, dass in der französischen Metropole gerade die Weltausstellung stattfindet. Nach weiteren Reisen kommt er nach Wien zurück. Inzwischen kann er auf ein publizistisches Repertoire zurückblicken, mit dem er sich im österreichischen In- und Ausland bereits einen Namen gemacht hat. Als Essayist, Kritiker, Journalist, Mitbegründer und Mitarbeiter bei diversen Zeitungen ist er im Kulturbetrieb hervorragend positioniert. (vgl. Ifkovits, 2007: S. 12f. und Farkas, 1987: S. 30f.) Schon 1889 veröffentlicht er eine erste Sammlung ausgewählter Arbeiten unter dem Titel *Zur Kritik der Moderne*. Den Sozialdemokraten fühlt sich Bahr inzwischen nicht mehr verbunden, sie fördern Hedonismus und Selbstentfremdung in der Arbeiterschaft und missbrauchen die Marx'sche Philosophie, wie er findet. Seine Ambition liegen nunmehr ausschließlich in seiner Programmatik, der Verbreitung seiner Ideen einer Moderne. (vgl. Farkas, 1987: S. 15f.) In der Vermittlerrolle, die Bahr ab 1889 einnimmt, trägt er ganz maßgeblich zur Formierung der Fin de siècle-Kultur nach französischem Vorbild bei und gründet 1891 die Gruppe „Jung Wien“, die dem Literatenkreis um Peter Altenberg, Arthur Schnitzler, Felix Salten, Hugo Hofmannsthal und Co. einen Namen, eine Organisation und mit Bahr einen Anführer gibt. Treffpunkt der Schriftsteller ist das Kaffeehaus Griensteidl, die Gruppe ist damit ausschlaggebend für die Entstehung der sogenannten Kaffeehausliteratur. (vgl. Arlaud, 2004: S. 145ff. und Lorenz, 2007: S. 91). Um jene Zeit entsteht auch eines von Bahrs Schlüsselwerken, *Die Überwindung des Naturalismus*, eine Art früher Festschrift der Moderne oder Programmschrift für das Junge Wien. Er engagiert sich bei unzähligen Zeitungen, wird Mitherausgeber der *Deutschen Zeitung* und Mitbegründer von *Moderne Dichtung* und *Die Zeit*, die zum wichtigen Organ für seine programmatischen Schriften wird. Finanziert wird sie durch den Nationalökonom Isidor Singer, orientiert ist sie an amerikanischen Wochenschriften mit politischer Berichterstattung und kunstkritischem Teil. Aufgrund der doch recht kritischen Beiträge fällt das kulturpolitische Blatt öfters Zensurierungsmaßnahmen zum Opfer, eine Beschlagnahme kann dank Unterstützung im Parlament aber abgewendet werden. Bahr selbst nennt *Die Zeit* das „einzige bürgerliche Oppositionsblatt“ (Farkas, 1987: S. 64). 1895 heiratet er die Wiener Jüdin

Rosa Jokl, wofür sein Austritt aus der katholischen Kirche erforderlich ist. Die gemeinsame Wohnung im 9. Bezirk wird zum Treffpunkt für Schauspieler und Dichter. Eine enge Freundschaft pflegt er mit Burgtheaterdirektor Max Burckhard, auf den er großen Einfluss verübt. (vgl. ebd. S. 64f.) Seine Bemühungen, den Zeitgeist zu prägen und leiten, sind durchaus erfolgreich. „Zahlreiche Veränderungen des Wiener Kulturlebens in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre gehen unmittelbar oder mittelbar auf seine [Bahrs] Tätigkeit zurück, wie etwa die Aufnahme von Vertretern der Moderne in Zeitungsredaktionen, personelle Veränderungen im Theaterwesen, nicht zuletzt die erfolgreiche Selbstorganisation großer bildender Künstler.“ (ebd. S. 63) Der Szene letztgenannter ist er sehr zugeneigt, er verkehrt viel in deren Kreisen und schreibt für *Ver Sacrum*, die Zeitschrift der Wiener Secession (vgl. Lorenz, 2007: S. 11). Zudem schließt er sich den Freimaurern an. 1899 tritt er aus *Der Zeit* aus und geht zum *Neuen Wiener Tagblatt* und zur *Österreichischen Volkszeitung* um seine Wirkungsmöglichkeiten zu vergrößern, wie er Hofmannsthal anvertraut (vgl. ebd. S. 67). Zu Beginn des neuen Jahrhunderts erfährt Bahr Anfeindungen und Ereignisse, wie etwa die Zurückweisung von Gustav Klimts Kunst oder die Tiraden in Karl Kraus *Die Fackel*, die den Rückzug der Moderne fordern. Zudem macht ihm sein Gesundheitszustand nach zwei Erkrankungen zu schaffen. Seine fiktiven Werke und Bühnenstücke sind im Vergleich zu den Essays und Kritiken nur mäßig erfolgreich. Zu jener Zeit setzt ein persönlicher Wandel bei Bahr ein, der sich auch in seinem schriftstellerischen Werk manifestiert. Er befasst sich nunmehr vielfach mit dem Thema „Österreich“. Nach der Scheidung von Jokl tritt er der Kirche wieder bei, heiratet die Opernsängerin Anna von Mildenburg und wird ein frommer Katholik. Das Paar übersiedelt nach Salzburg und später nach München. Bahr ist der Hauptstadt überdrüssig, er publiziert weiterhin Essays, schreibt lange Zeit Feuilletons für die *Neue Freie Presse* und mehrere deutsche Blätter. Neben einer Vortragstätigkeit lehrt er auch an der Akademie und wirkt zeitweilig als Dramaturg am Burgtheater. Er stirbt 1934. (vgl. Farkas, 1987: S. 165ff.)

### **Bahrs Kritik in *Studien zur Kritik der Moderne***

Zum ersten Mal erwähnt Bahr die Presse im ersten Satz des zweiten Kapitels *Die Zukunft der Litteratur*. „Die Presse ist wieder mitten in einer Revolution. Erst hat der Journalist den Schriftsteller gefressen. Jetzt frisst der Reporter den Journalisten“ (Bahr, 1894: S. 12). Eine kaum merkliche Wandlung vollzieht sich momentan, in Paris ist sie bereits unaufhaltsam. Statt dem „Artikel“ findet man nun die „Notiz“ in der Zeitung. Jeder Witz und Geist geht in ihr verloren, es zählt nur noch, wer die interessantesten, heimlichsten Neuigkeiten am schnellsten bringt. Verloren und bergessen werden jede „Besonderheit der Formen und Gedanken“. Diese Amerikanisierung raubt jeden Esprit. Der Reporter setzt sich überall durch, selbst in der Kunst. So

wurde das Interview in der Theaterkritik eingeführt. Die kritische Studie als Meinung des Kritikers, der Argumente bringt und prüft und aus seiner langjährigen Erfahrung mit Feinsinn und Demuth seine subjektive Einschätzung in eine ästhetische, kunstvolle Form verpackt, muss nun mit den kurzen, leichten Berichten unzähliger hastiger Reporter konkurrieren. Deren Inhalte sind Klatsch und Tratsch aus dem Theater, Interviews mit Dichtern, Direktoren und Schauspielern und Sammlungen vieler Stimmen der kritischen Meinung. Dem Leser gefällt diese neue Form und vielleicht, so gesteht Bahr ein, sei diese auch wirklich interessanter, als die immer selbe Meinung des immer selben Kritikers, der sich seit 30 Jahren wöchentlich auf neun langen Spalten ständig wiederholt. Er möchte darum auch nicht klagen und „um die guten alten Zeiten jammern“, denn er „fürchte nichts für den Werth der Presse“. (S. 14) Der Leser muss allerdings stets im Hinterkopf bewahren, dass es einen Unterschied gibt zwischen der Kunst der Reportage und jener als Handwerk. Der Franzose versteht es, die Reportage als Kunst zu betreiben, während der Deutsche ihr nur als Handwerk nachgeht. Er kopiert lediglich den französischen Stil ohne eigene Initiative und künstlerische Kreativität. (vgl. ebd. f.) Im Folgenden zitiert Bahr eine Prognose des Schriftstellers Leopold Sacher-Masoch. Dieser meint, dass die Zeitung, dem Pariser und Londoner Trend folgend, zukünftig nur noch wahre Ereignisse bringen wird, und zwar in durchaus literarischer Weise, sodass sie mit Roman- und Bühnenaufgeboten in Konkurrenz tritt. Die Literatur wird sich hauptsächlich mit tatsächlichen Geschehnissen auseinandersetzen und Buch und Bühne, die momentan noch dieses Genre so gering schätzen, werden „die Dramatisierung aktueller, sensationeller Ereignisse“ pflegen (S. 16f.).

Nach dieser Bestimmung der Lage der Presse, erwähnt Bahr jene nur noch explizit in Zusammenhang mit deren Berichterstattung zu von ihm im Band relevant genannten Ereignissen und Phänomenen. Im zweiten Kapitel *Das junge Österreich* tadelt er die österreichische Presse, indem er ihr vorwirft, die Gruppe der modernen Wiener Literaten zu ignorieren. Im Gegensatz zu den deutschen Blättern, die alles tun um ihre jungen Talente bekannt zu machen, schweigt die Wiener Presse zu ihnen, denn sie „ist beleidigt, wenn ein Wiener Talent haben will und scheut kein Mittel, gewaltsam den Störenfried zu vertuschen.“ (S. 73).

Die bildende Kunst betreffend, müssen sich die Kritiker in der Presse nicht nur geistvoller dem Thema nähern, sie müssen dies auch öfters tun. Gewichtungen sind hier komplett falsch gelegt. „Von aller möglichen und unmöglichen Thorheit, die kein Mensch liest, wird in den Zeitungen breit und behaglich geschwätzt; nur die Kunst darf höchstens gelegentlich einmal ein paar knappe, rasche Sätze verlangen.“ (S. 224) Das Theater wird lang und breit besprochen, während den bildenden Künstlern meist nur bei gegebenen Anlässen wie Ausstellungen, dann auch nur den Großen und Bekannten in ein paar wenigen Zeilen Platz eingeräumt wird. Gerade junge

und neue Talente, die die Aufmerksamkeit benötigen, gehen in der letzten Spalte so unglücklich unter, „dass es den Leser nur betäuben und verdriessen kann.“ (S.225)

### **Analytische Zusammenfassung und Tendenz**

Die Aussagen, die Hermann Bahr in *Studien zur Kritik der Moderne* über die Presse und den Journalismus trifft, sind ambivalent. Zunächst begreift er Journalismus als eine Kunstform und stellt fest, dass diese im Begriff ist, zu schwinden. An ihre Stelle tritt eine tatsachenbasierte Form und diese Wandlung ist auch in den anderen literarischen Richtungen, nämlich der Romankunst und in der Theaterdichtung festzustellen. Die Nachricht, die Sensation, die Realität raubt der Literatur ihren Charme und Charakter. Die Begriffe Journalismus und Literatur verwendet Bahr hier synonym. Für ihn ist Journalismus eigentlich nur der literarische Journalismus, das Feuilleton, wie es bis dato gepflegt wurde. Der neue, amerikanische Stil, die Reportage, der Enthüllungsjournalismus, der sich den tagesaktuellen, neuesten Ereignissen widmet erkennt er nicht gänzlich als solchen an. Zumindest nicht bis dahin. Plötzlich schwenkt er jedoch in seiner Argumentation um, meint, die Presse habe durch diese Revolution (womit er die Überhandnahme der Reportage und die Wandlung zum Faktenjournalismus meint) nichts zu befürchten, und dass die Lage gar nicht so „arg“ wird, „wie Mancher thut“ (S. 14).

Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang auch die Rahmenbedingung, dass Bahr der Presse unter dem Kapitel der Literatur so viel Platz einräumt. Es ist dies einer der ersten erwähnten Punkte im Band und die Kritik über die Presse beschlagnahmt mehr oder weniger das gesamte Kapitel. Dies impliziert jedoch auch die Relevanz der Presse in der Kultur der Moderne. Sie bildet eine Art Grund- oder Nährboden für viele ausgehende Entwicklungen. Sie ist das große Ganze, das alles vereint; die Musik, die bildende Kunst, das Theater und die Literatur.

Nachdem Bahr in diesem Kapitel eine positive Bilanz zieht, kommt er in den Folgenden zu weniger erfreulichen Schlüssen. Die Presse bzw. der Journalismus, die Zeitung, wird nur noch in Zusammenhang mit der Berichterstattung über Explizites erwähnt, sie ist nicht mehr primärer Gegenstand der Verhandlung.

Zweimal benennt Bahr eine Untätigkeit der Presse. Zu wenig oder gar gänzlich unerwähnt bleiben für ihn einerseits die modernen Dichter, das „Junge Österreich“, wie er es nennt, und die bildenden Künstler. Sowohl die Einen, als auch die Anderen werden ignoriert. Besonders erzürnt scheint Bahr über die Totschweigetaktik der Presse über das Junge Österreich. (Den Begriff „Jung Wien“ möchte er vermutlich aufgrund seiner persönlichen Befangenheit vermeiden und erweitert hier unter „Das Junge Österreich“ um die Schriftsteller der ganzen Nation. Im Nebensatz fällt jedoch, dass es hauptsächlich Wiener sind.) Er spielt darauf an, dass zwischen der Presse und den modernen Dichtern eine Art der Konkurrenz besteht indem er be-

hauptet, dass erstgenannte niemandem Talent gönnt und „Störenfriede“, womit wohl die Dichter gemeint sind, gewaltsam vertuscht. Hierbei mag Bahr vielleicht für Einzelfälle Recht behalten, gewiss aber nicht für die Allgemeinheit der österreichischen Presse. Viele ebenjener modernen Dichter, so wie Bahr selbst, waren bei nicht unbedeutenden Blättern als Redakteure oder freie Autoren tätig. Somit waren zumindest deren eigene Feuilletons, Essays und Kritiken in periodischen Druckwerken zu finden. Haben jene ausschließlich Fiktives veröffentlicht und sich nicht zu anderen Dichtern geäußert oder die junge Literaturszene besprochen, so ist es deren Versäumnis, das hier gerechterweise von Bahr ebenso angeprangert werden müsste. Auch Bahrs Vorwürfe, die Presse ignoriere die Kunst, vor allem jungen, noch unbekanntem Künstler, falle lediglich die allergeringste Aufmerksamkeit zu, rührt von seiner persönlichen Betroffenheit. Seine Bekanntschaft mit verschiedenen Künstlern und seine Faszination für die moderne Malerei und die bildende Kunst haben Bahr dazu veranlasst, in förderlicher Tätigkeit aktiv zu werden. Als er seine Kritik schrieb, war die junge Kunstszene noch nicht manifestiert, die Secession wurde erst ein paar Jahre später gegründet. Sein Plädoyer im Kapitel *Bildende Kunst in Oesterreich* für die „Jugend“ gilt mitunter Klimt und Kolo Moser, die später die Fin de siècle-Bewegung der Kunst unter der Vereinigung der Secession bündelten und organisierten. In deren offizieller Zeitschrift *Ver Sacrum*, bei der Bahr als „Literarischer Beirath“ fungiert, wird der Arbeit jener Künstler (durch Bahr persönlich) publizistische Anerkennung zuteil.

Letztendlich beschränkt sich Hermann Bahrs Pressekritik in *Studien zur Kritik der Moderne* auf den Kulturjournalismus, in seinen Aussagen bezieht er sich also zu meist auf das Feuilleton und Kulturkritiken. Er begreift Journalismus als eine Kunst, ein literarisches Werk, und bemerkt hier Tendenzen, die weg von dieser Literarizität und hin in Richtung Reportage bzw. faktenbasierten Artikeln gehen. Diese Trends, die in der amerikanischen, französischen und englischen Presse ihre Ursprünge haben, können in anderen Ressorts als Anfänge eines investigativen Enthüllungsjournalismus gesehen werden.

Obwohl Bahr selbst für gegebene Zeit politisch interessiert und engagiert war, findet er für ein Kommentar zur Politik-bezogenen Presse keine Worte.

# 11. Ergebnisinterpretation

## Beantwortung der Forschungsfragen: Pressekritik bei Löbl, Kraus und Bahr

Wie gestaltet sich die Kritik an der Presse der Jahrhundertwende (19./20. Jhdt.) in Österreich?

Wie die Beispiele von Emil Löbl, Hermann Bahr und Karl Kraus gezeigt haben, kann Kritik an unterschiedlichen Stellen ansetzen, in verschiedenen Tonalitäten geschehen und auch entgegenstehende Absichten verfolgen. Gemeinsam ist allen Kritiken, dass sie subjektiv sind. Diese **Subjektivität** liegt in der Wahl der kritisierten Punkte, da sie Rückbezüge auf das persönliche Umfeld des jeweiligen Autors zulassen, aber auch in der Wahl der Sprache, da diese persönlich gefärbt ist und auf eine **Emotionalität** in Verbindung mit dem Thema schließen lässt. Kritik ist außerdem **indiskret** und eher verallgemeinernd anstatt spezifische Beispiele adressierend. Sie findet nicht nur in Zeitungen, sondern auch in **Essaybänden** und **Monografien** statt. Der Grad der **Konstruktivität** schwankt zwischen sehr konstruktiv (bei Löbl) bis destruktiv (bei Kraus).

Wer sind die Kritiker?

Die Kritiker sind neben- oder hauptberufliche Journalisten, Redakteure und selbst Chefredakteure oder Herausgeber von Zeitungen. Sie sind aktiv an der Gestaltung der Zeitungslandschaft beteiligt und besitzen damit den „Blick von Innen“, sie sind Kenner des Zeitungsbetriebs und wissen um Umstände, Lage und gesetzmäßige Vorgaben der Presse Bescheid. Zudem handelt es sich bei vielen von ihnen um in der Gesellschaft anerkannte Persönlichkeiten, zumal sie durch ihre Publikationen und ihre großen und prominenten Bekanntenkreise in Österreich und darüber hinaus bekannt sind. Sie bewegen sich im bürgerlichen Milieu und haben wenig bis kaum Bezug zur „Arbeiterschicht“, wenngleich sie ärmeren Verhältnissen entstammen.

Zwar gibt es viele Netzwerke unter diesen Wiener Intellektuellen, wobei persönliche Freundschaften oftmals die Grundlage für geschäftliche Beziehungen bilden, neben dem feindschaftlichen Verhältnis, das zwischen Kraus und Bahr herrscht, können in den Biografien der drei Herren Löbl, Kraus und Bahr allerdings keine weiteren direkten Schnittpunkte ausgemacht werden. Gruppierungen von Kritikern gibt es nicht, genauso wenig wurden Absprachen getroffen. Die Spannung, die zwischen Kraus und Bahr besteht, entspringt keinem Kontext, der mit dem Zeitungswesen in Verbindung steht, obwohl deren Konflikte manchmal pressepublik ausgetragen werden.

Da alle drei selbst im Zeitungswesen aktiv sind und bei diversen Blättern arbeiten bzw. gearbeitet haben, sind sie mit Redakteuren und Herausgebern persönlich bekannt.

Was sind die Themen/Inhalte der Kritik?

Angegriffen werden vor allem „Ideale“ der Presse: Es werden ihr Unsachlichkeit, Parteilichkeit, Parteilosigkeit, Lügen, Korruption vorgeworfen. Ein weiterer oft bemerkter Punkt ist das Verhältnis zwischen Literatur und Journalismus. Einerseits wünscht man sich die Trennung der beiden, andererseits wird die Differenzierung des Journalismus von der Literatur bemängelt. Speziell die Sprache in der Zeitung wird häufig kritisiert, da man die Abwendung von literarischen Ausdrücken nicht gutheißt.

Kritik an den Themen im Journalismus ist sehr allgemein. Es wird (teils negativ) bemerkt, dass sich Zeitungen zunehmend auf Tatsachen und faktenbasierte Beiträge konzentrieren. Was die Auswahl der Themen betrifft, treffen Redakteure zu oft falsche Entscheidungen und für den Leser uninteressantes und unwichtiges gelangt in die Zeitung. Die Nachrichtenauswahl ist außerdem sehr subjektiv, wobei hier die egoistischen Interessen des Journalisten vor die allgemeinen gestellt werden, was insbesondere durch eine „Totschweigetaktik“ der Presse geschieht.

Darüber hinaus kritisiert Löbl die mangelnde Organisation und Struktur der Presse, was er mit der fehlenden Ausbildung für Journalisten und den falschen Einsatz von technischen Hilfsmitteln benennt.

Was für ein Stellenwert wird dem Journalismus zugeschrieben?

Direkt oder indirekt wird dem Journalismus eine gewisse Macht anerkannt, ob mit positiver oder negativer Wirkung. Beim Stellenwert für und in der Gesellschaft sind sich die Autoren uneinig: Bei Kraus schadet der Journalismus mehr, als er nutzt (außer sein eigener), Bahr äußert sich zwar nur indirekt dazu, seine Aussagen und seine Position lassen aber durchaus auf eine Achtung und Anerkennung schließen, während Löbl sogar von einer Notwendigkeit überzeugt ist.

Abgesehen von der Relevanz und dem Stellenwert von Presse und Journalismus, räumen Löbl, Bahr und Kraus diesen sehr großes Potential ein. Jeder bemerkt, dass die Zeitung großen Einfluss den Leser im Einzelnen und die Gesellschaft als Kollektiv hat. Für Löbl besitzt sie einen sehr hohen Wert für die Allgemeinheit. Er betrachtet die Presse als Bereicherung und unentbehrlich für die Gesellschaft. Sie ist zwar noch schwach, jedoch nur, weil sie ihr großes Potential noch nicht richtig einzusetzen vermag. Daher auch sein Plädoyer für die Förderung und den Ausbau von Journalismus und die Errichtung einer öffentlich-rechtlichen Organisation.

Der Wirkung auf den Zeitgeist und der Relevanz für die kulturellen Entwicklungen der Epoche sind sich die drei Autoren bewusst. Allein die Tatsache, dass dem

Journalismus eine derartige mediale Aufmerksamkeit zu Teil wird, bestätigt dessen starke Präsenz im gesellschaftlichen Diskurs.

Wie kann bzw. sollte diese Kritik heute beurteilt werden?

Diese Forschungsfrage ist wohl am schwierigsten zu beantworten. Würden heute derartige Kritiken veröffentlicht werden, würden sie vermutlich kaum ernst genommen werden, da sie für heutige Verhältnisse zu drastisch formuliert sind und zu viel persönliches Involvement die Neutralität stark beeinflusst. Beim Leser entstünde schnell der Eindruck der zu starken Voreingenommenheit.

Eine Beurteilung hinsichtlich der kritisierten Punkte ist insofern schwierig, als dass jene Zeit in Österreich aus medienhistorischer Sicht sehr wenig erforscht ist. Ob die Kritik in all ihren Punkten, Vorwürfen, Anforderungen und auch Feststellungen gerechtfertigt ist, darüber kann keine Aussage getroffen werden. Teilweise können angesprochene Problematiken allerdings durchaus nachvollzogen werden, zum Beispiel die Forderung nach einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Journalismus, die zunehmende Hinwendung zum Reportage- und investigativen Journalismus oder die Untrennbarkeit von Literatur und Journalismus.

Was für Bahr und Kraus gilt, ist, dass sie beide in ihren kritischen Äußerungen eher einseitig orientiert sind und nicht argumentativ vorgehen, so wie es für eine objektive Kritik (soweit das Kriterium der Objektivität auf eine Kritik zutreffen kann) wünschenswert ist.

### **Aussagekraft**

Die eingangs von Bucher erwähnte Problematik der Selbstreferenz von Medienkritik besteht natürlich, und wird insbesondere bei Kraus spürbar, der sogar seine eigene Rolle als Journalist benennt. Von richtigem „Journalismusjournalismus“ kann bei Bahr und Löbl in den untersuchten Beiträgen nicht die Rede sein, da sie als Aufsatz- oder Studienbände publiziert wurden und die Autoren eher in ihrer Rolle als Literaten oder Forscher auftreten, als als Journalisten. Die Problematik der von Luhmann als „Blinder Fleck“ betitelten Eingeschlossenheit trifft somit nur partiell zu.

Wenn auch die Ergebnisse dieser Untersuchung keine Repräsentativität besitzen und auch die Forschung noch lange nicht die grundlegenden Erkenntnisse für die Durchführung einer derartigen gültigen Studie liefern wird, so lassen sich doch sehr gut die Tendenzen und die Gestaltungen von Kritiken am Journalismus und am Pressewesen erahnen. Darüber hinaus konnten sogar noch ganz andere Aussagen, die im Laufe der Untersuchung generiert wurden, getroffen werden. Ganz besonders soll hier auf den von den Autoren bemerkte Wandel im Journalismus hingewiesen sein, wie er später im Weiteren noch besprochen wird. Während einigen Kritik-

punkte aufgrund mangelnder Forschungserkenntnisse leider nicht nachgegangen werden kann, wurden wiederum neue Themen und Einsichten eröffnet.

### **Löbl, Kraus und Bahr - Vorläufer der Publizistikwissenschaft?**

Erst bei der intensiven Auseinandersetzung mit den kritischen Texten wird deutlich, wie groß der Bedarf nach einer Journalistik ist. Fragestellungen, das Pressewesen und journalistischen Leistungen betreffend, wurden beinahe immer unter dem Aspekt der Literatur behandelt, gleichzeitig wird aber auch die Nähe der beiden kritisiert. Emil Löbl plädiert stark für die Institutionalisierung des Journalismus, die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit jenem und eine einheitliche und professionelle Berufsausbildung für Journalisten. Seine Arbeit *Kultur und Presse*, in welcher er eine Bestandsaufnahme des aktuellen Journalismus in Österreich vornimmt und Kriterien journalistischen Arbeitens und auch der Organisation der Presse vorschlägt, kann als erste wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Journalismus in Österreich betrachtet werden. Auch die vielen kritischen Beiträge, die Hermann Bahr und Karl Kraus neben den hier analysierten Texten veröffentlichen, fordern eine professionelle Arbeitsweise und die Einhaltung gewisser Qualitäts- und Objektivitätsstandards im Journalismus. Sie können damit als Vorläufer der später entstandenen Publizistikwissenschaft angesehen werden.

### **Journalismus im Wandel**

Journalismus war zur Zeit der Wiener Moderne noch weit entfernt vom Journalismus wie wir ihn heute kennen. Ziele und Inhalte sind damals nicht immer vorrangig die Vermittlung von Neuigkeiten. Dies bestätigt allein der Umfang und die Beliebtheit, die das Feuilleton für sich eingenommen hat, und das starke literarische Tendenzen aufweist. Ein erzählerischer Ton, das Romanhafte und die Orientierung an literarischen Normen, wie Sprache und Fantasie anstatt Nachrichtenwert und Sachlichkeit zeichnen das Ressort aus, das in vielen Zeitungen den Hauptteil bildet und zur Bindung der Leserschaft beiträgt. Zu Beginn der 1890er Jahre setzt allerdings ein Wandel ein, ausgehend von Vorbildern in der französischen, englischen und der amerikanischen Presse: Nachrichten- und faktenbasierte Darstellungsformen mehrten sich, der Stil der Zeitungen wird sachlicher, investigativ recherchierte Artikel und die Recherche im Allgemeinen nehmen zu. Die Neuigkeit ist auf einmal wichtig, was nicht zuletzt dem technischen Fortschritt zurückzuführen ist, der die schnelle Übertragung von Nachrichten ermöglicht. Diese beginnende Veränderung im Pressewesen ist allerdings bei den Menschen noch nicht „angekommen“. Bahr und Kraus bemerken diesen Umbruch und kritisieren ihn. Obwohl Kraus ein glühender Verfechter des ehrlichen, objektiven Journalismus ist, muss er mit Bedauern feststellen, dass dieser alles „Schöngeistige“ verdorben hat. Bahrs Beitrag dazu erscheint neun

Jahre davor, als die Neuorientierung im Journalismus erst beginnt, Gestalt anzunehmen. Die Tendenzen, die er hier erahnt, gleichen jenen, die Kraus später konstatiert. Auch er fürchtet um einen Verlust von ebenjenem „Schöngeistigen“. Die Beobachtungen von Kraus und Bahr geben viel Aufschluss über den schrittweisen Wandel des Journalismus in Österreich. Sie zeigen umso deutlicher, wie, mit welcher Geschwindigkeit und in welchen Etappen sich das Pressewesen wandelt und ein Journalismus entsteht, der dem heutigen Journalismus in Österreich in seinen Grundzügen entspricht. Sie leisten damit einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Journalismus.

### **Forschungsausblick**

Die vielen Fragen, die im Laufe der Untersuchung, und vor allem bei der Interpretation der Ergebnisse aufgekomen sind, geben Anlass zu weiterer Forschung in dem Gebiet. In erster Linie würde eine publizistische Grundlagenforschung eine adäquate Ausgangsbasis für weitere, detailliertere und spezifische Analyse von Kritiken geben. Anbieten würde sich in einem größeren Forschungskontext eine Kombination mehrerer Methoden: Die quantitative Inhaltsanalyse einer repräsentativen Anzahl von Journalismus-kritischen Beiträgen gibt Aufschluss über einen Grund-Tenor und allgemeine Tendenzen der Kritik. Dem gegenüber könnten die tatsächlichen Zeitungsinhalte und -themen gestellt werden. Abgesehen von der Kritik an journalistischen Inhalten sollen in einer Diskursanalyse etwa Kritik an Organisation, Arbeitsweise, eventuelle Korruptions- oder Lügenvorwürfe mit den erforschten Strukturen in einzelnen Zeitungen verglichen werden. Umgekehrt ließe sich auch, ausgehend von den spezifischen kritisierten Punkten, an ebenjenen Stellen ansetzen und eine Form der „investigativen Recherche“ historischer Missstände betreiben.

## Quellenverzeichnis

**APA OTS:** Die Wiener Bevölkerung in den letzten Jahrhunderten. 18.06.2001. [https://www.ots.at/presseaussendung/OTS\\_20010618\\_OTS0047/die-wiener-bevoelkerung-in-den-letzten-jahrhunderten](https://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20010618_OTS0047/die-wiener-bevoelkerung-in-den-letzten-jahrhunderten). (10.07.2018).

**Arlaud**, Sylvie: Im Kreis der Wiener Moderne. Hermann Bahrs literarisches Erscheinungsbild. IN: Benay, Jeanne/Pfabigan, Alfred [Hrsg.]: Hermann Bahr - für eine andere Moderne. Peter Lang: Bern. 2004.

**Bahr**, Hermann: Studien zur Kritik der Moderne. Literarische Anstalt Rülten & Loening: Frankfurt/Main. 1894.

**Beck**, Hanno: Medienökonomie. Print, Fernsehen und Multimedia. Springer Verlag: Berlin, Heidelberg. 2011.

**Beuthner**, Michael/**Weichert**, Stephan Alexander [Hrsg.]: Die Selbstbeobachtungsfälle. Grenzen und Grenzgänge des Journalismus. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden. 2005.

**Birkner**, Thomas: Genese, Formierung, Ausdifferenzierung und Durchbruch des Journalismus in Deutschland. IN: Medien und Kommunikationswissenschaft 59: 2011, Heft 3, S. 345-359.

**Bled**, Jean-Paul: Kronprinz Rudolf. Böhlau Verlag: Wien, Köln, Weimar. 2006.

**Blöbaum**, Bernd: Journalismus als soziales System: Geschichte, Ausdifferenzierung und Verselbstständigung. Westdeutscher Verlag: Opladen. 1994.

**Bucher**, Hans-Jürgen: Journalistische Qualität und Theorien des Journalismus. IN: Altmeppen, Klaus-Dieter/Bucher, Hans-Jürgen [Hrsg.]: Qualität im Journalismus. Grundlagen - Dimensionen - Praxismodelle. Westdeutscher Verlag: Wiesbaden. 2003. S.11-34.

**Broch**, Hermann: Hofmannsthal und seine Zeit. Suhrkamp Verlag: Frankfurt/Main. 1974.

**Dambacher**, Eva/**Pfäfflin**, Friedrich [Hrsg.]: Der ‚Fackel‘-Lauf. Bibliographische Verzeichnisse. Beiheft 4 zum ‚Marbacher Katalog‘ 52. Deutsche Schillergesellschaft: Marbach. 1999.

**Dangel-Pelloquin**, Elsbeth: Der überwundene Überwinder. Hermann Bahrs Revokationen der Moderne. IN: Hemecker, Wilhelm/Mitterer, Cornelius/Österle, David [Hrsg.]: Tradition in der Literatur der Wiener Moderne. Band 149 von Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte. De Gruyter: Berlin. 2017. S. 38-52.

**Dörfler**, Edith/**Pensold**, Wolfgang: Die Macht der Nachricht: Die Geschichte der Nachrichtenagenturen in Österreich. Molden: Wien. 2001.

**Duchkowitsch**, Wolfgang: Emil Löbl und sein Werk. IN: Duchkowitsch, Wolfgang [Hrsg.]: Emil Löbl: Kultur und Presse. Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert

von Wolfgang Duchkowitsch. Reihe ex libris kommunikation, neue Folge - Band 19. Nomos Verlagsgesellschaft: Baden-Baden. 2017. S. 9-65.

**Duchkowitsch**, Wolfgang: Von Karl Oswin Kurth zu Kurt Paupié. Eine Geschichte ideologischer Konformität? IN: Duchkowitsch, Wolfgang/Hausjell, Fritz/Semrad, Bernd [Hrsg.]: Die Spirale des Schweigens. Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft. Lit Verlag: Wien. 2004. S. 235-248.

**Ehrenpreis**, Petronilla: Die „reichsweite“ Presse in der Habsburgermonarchie. IN: Rumpler, Helmut/Urbanitsch, Peter [Hrsg.]: Die Habsburgermonarchie 1848-1918 Band VIII: Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft, 2. Teilband: Die Presse als Faktor der politischen Mobilisierung. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften: Wien. 2006. S.1715-1818.

**Esterhammer**, Ruth: Heines Platen-Attacke als ein Skandal mit Langzeitwirkung. IN: Holzner, Johann/Neuhaus, Stefan [Hrsg.]: Literatur als Skandal: Fälle - Funktionen - Folgen. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen. 2007. S. 190-201.

**Farkas**, Reinhard [Hrsg.]: Prophet der Moderne: Tagebücher 1888-1904 / Hermann Bahr. Ausgewählt und kommentiert. Böhlau Verlag: Wien. 1987.

**Faulstich**, Werner: Medienwandel im Industrie- und Massenzeitalter (1830-1900). Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen. 2004.

**Ganahl**, Simon: Ich gegen Babylon. Karl Kraus und die Presse im Fin de Siècle. Picus Verlag: Wien. 2006.

**Gollner**, Helmut/**Zeyringer**, Klaus: 1889/90-1918: Fin de siècle - Dekor und Krisen, Tod und Wurstel. Jung Wien und kritische Moderne, Seelendramen und Provinzgeschichten, frühe Expressionisten und Prager Kreis. IN: Gollner, Helmut/Zeyringer, Klaus [Hrsg.]: Eine Literaturgeschichte: Österreich seit 1650. Studienverlag: Innsbruck. 2012. S. 353-464.

**Haas**, Hannes: 1866 - Krieg und Konstitutionalismus. Die Habsburgermonarchie nach Königgrätz. IN: Scheutz, Martin/Strohmeyer, Arno [Hrsg.]: Von Lier nach Brüssel. Schlüsseljahre österreichischer Geschichte (1496-1995). Verein für Geschichte und Sozialkunde. Studienverlag: Innsbruck, Wien, Bozen. 2010. S. 216-250.

**Haas**, Hannes: Empirischer Journalismus. Verfahren zur Erkundung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Böhlau Verlag: Wien. 1999.

**Ifkovits**, Kurt: Hermann Bahr - Jaroslav Kvapil. Briefe, Texte, Dokumente. Reihe Wechselwirkungen Band 11. Peter Lang: Bern. 2007.

**Jacobi**, Jutta: Journalisten im literarischen Text: Studien zum Werk von Karl Kraus, Egon Erwin Kisch und Franz Werfel. Peter Lang: Frankfurt/Main. 1989.

**Jäger**, Siegfried: Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Edition DISS Bd. 3. UNRAST-Verlag: Münster. 2015.

**Kauffmann, Kai/Schütz, Erhard** [Hrsg.]: Die lange Geschichte der Kleinen Form. Beiträge zur Feuilletonforschung. Weidler Buchverlag: Berlin. 2000.

**Kernmayer, Hildegard**: Judentum im Wiener Feuilleton (1848-1903). Exemplarische Untersuchungen zum literarästhetischen und politischen Diskurs der Moderne. (Reihe der Conditio Judaica; 24, hrsgg. von Horch, Hans Otto) Max Niemeyer Verlag: Tübingen. 1998.

**Kohn, Caroline**: Karl Kraus. J. B. Metzler: Stuttgart. 1966.

**Kostenzer, Caterina**: Die literarische Reportage. Über eine hybride Form zwischen Journalismus und Literatur. Band 5. Studienverlag: Innsbruck. 2009.

**Kraus, Karl**: Die Journaille. IN: Die Fackel Nr. 99, Ende März 1902. Verlag Die Fackel: Wien. S. 1-9.

**Kraus, Karl**: Untergang der Welt durch Schwarze Magie. Suhrkamp Verlag: Frankfurt/Main. 1989.

**Krüger, Udo Michael/Müller-Sachse, Karl H.**: Medienjournalismus. Strukturen, Themen, Spannungsfelder. Westdeutscher Verlag: Wiesbaden. 1998.

**Löbl, Emil**: Kultur und Presse. IN: Duchkowitsch, Wolfgang [Hrsg.]: Emil Löbl: Kultur und Presse. Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Wolfgang Duchkowitsch. Reihe ex libris kommunikation, neue Folge - Band 19. Nomos Verlagsgesellschaft: Baden-Baden. 2017. S. 66-326.

**Lorenz, Dagmar**: Der Ritter des Ursprungs. Karl Kraus und die asketische Moderne. 2010. [https://www.deutschlandfunk.de/der-ritter-des-ursprungs.1184.de.html?dram:article\\_id=185370](https://www.deutschlandfunk.de/der-ritter-des-ursprungs.1184.de.html?dram:article_id=185370). (08.09.2019)

**Lorenz, Dagmar**: Journalismus. 2. Auflage. Sammlung Metzler. Verlag J.B. Metzler: Stuttgart. 2009.

**Lorenz, Dagmar**: Wiener Moderne. 2. Auflage. Sammlung Metzler. Verlag J.B. Metzler: Stuttgart. 2007.

**Lüger, Heinz-Helmut**: Pressesprache. (Germanistische Arbeitshefte: 28) Max Niemeyer Verlag: Tübingen. 1995.

**Lünenborg, Margreth**: Journalismus als kultureller Prozess: Zur Bedeutung von Journalismus in der Mediengesellschaft. Ein Entwurf. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden. 2005.

**Maderthaner, Wolfgang/Musner, Lutz**: Die Anarchie der Vorstadt: Das andere Wien um 1900. Campus Verlag: Frankfurt/Main, New York. 2000.

**Malik, Maja**: Journalismusjournalismus. Funktionen, Strukturen und Strategien der journalistischen Selbstthematization. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden. 2004.

**Melischek, Gabriele/Seethaler, Josef:** Die Pressekonzentration in Österreich im europäischen Vergleich. IN: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft (ÖZP), 35 Jg. 2006b. H. 4, S. 337–360.

**Melischek, Gabriele/Seethaler, Josef:** Presse und Modernisierung in der Habsburgermonarchie. IN: Rumpler, Helmut/Urbanitsch, Peter [Hrsg.]: Die Habsburgermonarchie 1848-1918 Band VIII: Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft, 2. Teilband: Die Presse als Faktor der politischen Mobilisierung. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften: Wien. 2006a. S.1535-1714.

**Melischek, Gabriele/Seethaler, Josef:** Von Der Lokalzeitung Zur Massenpresse: Zur Entwicklung Der Tagespresse Im österreichischen Teil Der Habsburgermonarchie Nach 1848. Jahrbuch Für Kommunikationsgeschichte 7. Franz Steiner Verlag: Stuttgart. 2005. S. 52-92.

**Müller-Funk, Wolfgang:** Der Essay als ästhetische Positionierung - Hermann Bahr als Programmierer der Wiener Moderne. IN: Zelić, Tomislav [Hrsg.]: Traditionsbrüche. Neue Forschungsansätze zu Hermann Bahr. Reihe Wechselwirkungen. Österreichische Literatur im Internationales Kontext, Band 19. Peter Land Edition: Frankfurt/Main. 2016.

**Mutschlechner, Martin:** Lösungsversuche und Eskalation: Sprachenstreit und Badeni-Krise. IN: Die Welt der Habsburger. 2018.  
<http://ww1.habsburger.net/de/kapitel/loesungsversuche-und-eskalation-sprachenstreit-und-badeni-krise> (19.07.2018).

**Olechowski, Thomas:** Das Preßrecht in der Habsburgermonarchie. IN: Rumpler, Helmut/Urbanitsch, Peter [Hrsg.]: Die Habsburgermonarchie 1848-1918 Band VIII: Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft, 2. Teilband: Die Presse als Faktor der politischen Mobilisierung. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften: Wien. 2006. S. 1493-1533.

**Parlamentsdirektion, Republik Österreich:** Nicht immer durften alle StaatsbürgerInnen wählen. 2018. <https://www.parlament.gv.at/PERK/PARL/DEM/ENTW/> (13.07.2018).

**Paupié, Kurt:** Handbuch der Österreichischen Pressegeschichte 1848-1959. Band 1. Wilhelm Braumüller: Wien. 1960.

**Peham, Helga:** Die Salonièren und die Salons in Wien. 200 Jahre Geschichte einer besonderen Institution. Verlagsgruppe Styria: Wien, Graz, Klagenfurt. 2014.

**Pfabigan, Alfred:** Karl Kraus und der Sozialismus. Eine politische Biographie. Europaverlag: Wien. 1976.

**Pötschke, Joachim:** Die Geburt der Glosse aus dem Zeitungszitat Der Wiener Publizist Karl Kraus und seine Zeitschrift „Die Fackel“. IN: Eberwein, Tobias/Müller, Daniel [Hrsg.]: Journalismus und Öffentlichkeit. Eine Profession und ihr gesellschaftlicher Auftrag. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden. 2010. S. 411-425.

**Pürer**, Heinz: Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. UVK Verlagsgesellschaft: Konstanz, München. 2014.

**Reumann**, Kurt: Journalistische Darstellungsformen. IN: Noelle-Neumann, Elisabeth/Schulz, Winfried/Wilke, Jürgen [Hrsg.]: Fischer Lexikon Publizistik / Massenkommunikation. Fischer TB: Frankfurt/Main. 2002. S. 126-152.

**Roß**, Dieter: Zum Geleit: Ein Blick zurück. Der Wandel der Medienpublizistik. IN: Beuthner, Michael/Weichert, Stephan Alexander [Hrsg.]: Die Selbstbeobachtungsfälle. Grenzen und Grenzgänge des Journalismus. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden. 2005. S. 9-12.

**Scholl**, Armin/**Weischenberg**, Siegfried: Journalismus in der Gesellschaft. Theorie, Methodologie und Empirie. Westdeutscher Verlag: Opladen. 1998.

**Schütz**, Erhard: Medien beobachten Medien - beobachtet in historischer Perspektive. IN: Ruß-Mohl, Stephan/Fengler, Susanne: Medien auf der Bühne der Medien. Dahlem Univ. Press: Berlin. 2000. S. 39-59.

**Steinhäusl**, Ulrike: Berta Zuckerandl - „Hebamme der Wiener Moderne“. IN: Jaime, Feijóo/Sabaté Planes, Dolores [Hrsg.]: Apropos Avantgarde. Neue Einblicke nach einhundert Jahren. Frank & Timme: Berlin. 2012. S. 81-97.

**Theobald**, Tina: Die ‚Industrialisierung‘ von Presse und Sprache im 19. Jahrhundert. IN: Pfefferkorn, Oliver/Riecke, Jörg/Schuster, Britt-Marie [Hrsg.]: Die Zeitung als Medium in der neueren Sprachgeschichte: Korpora – Analyse - Wirkung. Studien und Quellen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Band 15. De Gruyter: Berlin/Boston. 2017. S. 23-38.

**Timms**, Edward: Karl Kraus, das Militär und der «innere Feind» 1914-1918. IN: Krebs, Gilbert/Stieg, Gerald [Hrsg.]: Karl Kraus et son temps. Presses Sorbonne Nouvelle: Paris. 1989. S. 93-100.

**Weischenberg**, Siegfried: Medienkrise und Medienkrieg: Brauchen wir überhaupt noch Journalismus? Springer VS: Wiesbaden. 2018.

**Weiß**, Ralph [Hrsg.]: Zur Kritik der Medienkritik. Wie Zeitungen das Fernsehen beobachten. Vistas: Berlin. 2005.

**Wilke**, Jürgen: Vom „wandernden Journalisten“ zur Professionalisierung - Was uns die historische Journalismusforschung lehrt. IN: Jakob, Nikolaus/Maurer, Marcus/Ehmig, Simone C./Geiß, Stefan/Daschmann, Gregor [Hrsg.]: Realismus als Beruf. Beiträge zum Verhältnis von Medien und Wirklichkeit. Springer VS: Wiesbaden. 2013. S. 83-100.

## Tabellenverzeichnis:

Tabelle I: Druckwerke in der Habsburgermonarchie um 1900 (Auswahl) (nach vgl. Melischek/Seethaler, 2006: S. 166ff.)

## Abstract / Deutsch

Die Zeit um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert ist für die Presse in Österreich in vielerlei Hinsicht eine bedeutsame Phase: Zum Einen nimmt sie erheblichen Einfluss auf den gesellschaftlichen Diskurs, zum Anderen ist sie selbst Teil davon und wird durch die politischen und kulturellen Entwicklungen nachhaltig geprägt und formiert.

Technologische Innovationen haben Produktionsweisen vereinfacht und beschleunigt, zudem ergibt sich durch die Umbruchsstimmung in der Gesellschaft, die stark ausgeprägten geistigen und kulturellen Strömungen und die politischen Unsicherheiten ein großes Spektrum an Diskussionsthemen, die von den Zeitungen aufgegriffen werden. All dies führt zu einer breiten Leserschaft, das Pressewesen erlebt eine Blütezeit. Trotzdem und vielleicht auch gerade deswegen, gerät die Zeitung selbst nicht selten unter Beschuss. Aufgrund zahlreicher gesetzlicher Vorgaben und Auflagen sind ihre Möglichkeiten beschränkt, eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Publizistik und Journalismus gibt es nicht. Kritiken an der Presse finden dabei meist durch Fachkollegen in anderen Blättern, Essaybänden oder Monografien statt. Drei Verfasser derartiger Kritiken sind Karl Kraus, Emil Löbl und Hermann Bahr. Mit ganz unterschiedlichen Zugängen beziehen sie Stellung zu Zeitungsartikeln oder zur Presse im Allgemeinen.

Auf Basis einer Analyse von drei pressekritischen Beiträgen von Kraus, Löbl und Bahr und unter Berücksichtigung von politischen, strukturellen und biografischen Kontexten wird festgestellt, wie sich diese Kritiken gestalten und ob sie den zeit-historischen Umständen entsprechend ‚gerechtfertigt‘ sind.

Die Untersuchung hat gezeigt, dass die Kritiken eher subjektiv sind und inhaltlich stark von der jeweiligen Biografie und dem Umfeld des Verfassers geprägt sind. Einzig Löbl versucht sich an einer ersten objektiven, wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Pressewesen. Schriften, die stark polemisch sind, geraten eher in Gefahr, durch das Staatswesen zensuriert zu werden. Eine dezidierte Gruppe von Kritikern oder ein Netzwerk oder eine Absprache von Kritikern konnte nicht festgestellt werden, hingegen herrscht eine Tendenz, GEGEN andere Kritiker zu schreiben bzw. konträre Positionen zu einzunehmen. Augenscheinlich wird zudem, dass sich die Inhalte sehr stark auf das jeweilige persönliche Berufs(um)feld des Autors beziehen, somit aus keinem gemeinnützigen Anspruch entstanden sind, sondern zum Zweck der eigenen Bereicherung oder gezielten Aufwertung von Nahestehendem, beziehungsweise Abwertung von unliebsamen oder feindlich gesinnten Positionen und Personen.

Die Vorwürfe in den Kritiken sind zum Teil nachvollziehbar, jedoch aufgrund persönlicher Motive nicht den heute gültigen objektiven Ansprüchen einer Medienkritik entsprechend. Die außergewöhnlichen historischen Umstände, der Mangel einer wissenschaftlichen und professionellen Auseinandersetzung mit einem derart schnell gewachsenen und an Bedeutung gewonnenen Kulturgut und die noch immer stattfindende (Re-)Organisation des Pressewesens und dessen Orientierung in der Gesellschaft *relativieren* jedoch die genannten Unsachlichkeiten.

## Abstract / English

The time around the turn of the century from the 19th to the 20th century is a very important phase for the press in Austria, even in many ways: On the one side it significantly influences the public discourse, on the other side it is part of it itself while being shaped and formed in a sustained manner by political and cultural developments.

Technological innovations simplified and expedited production processes. Also, because of the current time of upheaval and the strong cultural and humanistic movements, a wide range of topics of discussion can be dealt with by the press. All that leads to a diverse readership, newspapers are flourishing. However, or maybe resultantly, the press comes under fire itself.

Statutory provisions and restrictions limit its possibilities and a scientific examination with public communication and journalism does not yet exist. Critical voices come mostly from other journalists and appear in different papers, volumes of essays or monographs. Three of such critics are Karl Kraus, Emil Löbl and Hermann Bahr. With completely different approaches they give their views on specific journalistic articles and the press in general.

Based on an analysis of three critical contributions by Kraus, Löbl and Bahr and under consideration of political, structural and biographical contexts, this work determines how criticism looks like and if it can be justified, considering the historic circumstances.

The study shows that criticism is rather biased and content-wise strongly influenced by the respective critic's biography and his surrounding. Only Löbl aims at providing a first, impartial and scientific involvement with journalism.

Texts, which are polemical, rather run into danger of being censored by the state. A firm group of critics, a network or even an agreement on critics could not be found within the framework of this study. On the contrary, there was a tendency to write AGAINST each other, respectively to intentionally take an opposed stance. It becomes very clear, that the contents are often strongly related to each author's personal environment. Thereby, the intention was not to contribute to the public benefit, but to enhance oneself or to pointedly reevaluate congenial topics; respectively to devaluate unwelcome or hostile positions and people.

The accusations that are addressed in the criticisms, are partly comprehensible, but due to personal motifs they do not conform to today's standards of objective media criticism. Historically significant circumstances, the absence of an academic and professional consideration, the fast and still growing importance of this cultural asset

and the on-going (re-)organization of the press and its process of positioning in society speak - nevertheless - for a *relativization* of the mentioned prepossessions.